

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Der Druiden-Schatz

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der Druiden-Schatz

John Sinclair Taschenbuch Nr. 45

von Jason Dark

erschienen am 11.12.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der Druiden-Schatz

Jeder, der von diesem Schatz wusste, kannte auch die Warnung. Niemals durfte die alte Truhe geöffnet werden! Was eine uralte Druiden-Magie für alle Zeiten geschlossen hatte, sollte für immer so bleiben. Und doch gab es Menschen die es reizte, die Truhe zu öffnen. Durch Geld, Macht und Einfluß geriet ein mächtiger Konzernboss an die Truhe. Er ahnte nicht dass er damit in den Teufelkreis eines geheimnisvollen Druiden-Zauber geraten war und die unheimliche Macht des Landes Aibon heraufbeschwor!

Zuerst empfand ich das Stechen als bösen Schmerz, danach als eine Warnung. Für die Dauer eines langen Atemzuges war ich aus dem Konzept und aus der Realität gerissen worden. Mein Gesicht verzerrte sich. Die rechte Hand, in der ich die Gabel hielt, blieb mitten in der Bewegung stocken. Sie stand auf halbem Wege zwischen der Tischplatte und meinem halb geöffneten Mund.

Nur allmählich ebbte der Schmerz ab, und ich kam endlich dazu, mich um die näheren Umstände dieser »Warnung« zu kümmern. Die Quelle hatte genau dort gelegen, wo das Kreuz vor meiner Brust hing. Eigentlich ein Irrsinn, denn das Kreuz tat mir nichts, es war mein Beschützer und lag wie eine gewaltige Hand über mir. Dennoch hatte es mich malträtiert.

Das mußte seinen Grund gehabt haben.

Natürlich wollte ich ihn herausfinden. Ich schaute mich um. Niemand kümmerte sich um mich. Ich saß allein in einer kleinen, etwas erhöht liegenden Nische an einem Zweiertisch und aß. Dennoch drehte ich mich ein wenig zur Seite, als ich die Knöpfe meines Hemds öffnete und nach dem Kreuz tastete.

Auch bei der flüchtigen Berührung spürte ich, daß sich die normale Temperatur meines Talismans verändert hatte. Warm lag das Metall auf meiner Haut, und es schien auch irgendwie zu vibrieren. Ich streifte die Kette über den Kopf, ließ das Kreuz auf dem Handteller liegen, wobei es durch den runden Tisch vor Blicken anderer gedeckt war und nahm es genauer in Augenschein.

Es hatte seine normale Form behalten. Ich sah die eingravierten Zeichen, an den Seiten die namentlichen Anfangsbuchstaben der vier Haupterzengel, das alles war völlig normal geblieben, bis auf eine sehr wichtige Kleinigkeit.

Mein Kreuz schimmerte grün!

Und das machte mich stutzig. Normalerweise gab es einen leichten Silberschimmer ab, der sich zu einem gleißenden Strahlen verändern

konnte, wenn es aktiviert wurde. Daß es grün leuchtete, behagte mir überhaupt nicht. Dennoch ging ich auch davon aus, daß mich das Kreuz hatte warnen wollen.

Ich dachte darüber nach und brauchte mein Gehirn erst gar nicht lange anzustrengen, denn die Lösung kannte ich.

Sie hatte einen Namen.

Druiden-Magie!

Ich nahm das Kreuz, ließ es verschwinden und schaute auf meinen Salat, der, frisch serviert, nun allmählich zusammenfiel, weil er nicht gegessen wurde.

Meine Gedanken drehten sich um das, was ich herausgefunden hatte. Die Druiden-Magie. Was wußte ich von ihr? Wußte ich überhaupt etwas? Ich dachte sofort an Aibon, dieses geheimnisvolle Land, das irgendwann einmal existiert hatte und jetzt verschwunden war. Man konnte es auch als Druiden-Paradies bezeichnen, denn ein jeder Eichenkundige, so wurden die Druiden genannt, schien danach zu streben, Aibon zu erreichen.

Was daran stimmte, wußte ich nicht, denn ich hatte erst einen winzigen Zipfel des Geheimnisses gelüftet.

Auf meinem schmalen Stuhl blieb ich sitzen. Das Kreuz hatte ich in die Tasche gesteckt, niemand sollte es sehen, doch ich wollte sehen, mich umschauen, denn ich wurde das Gefühl nicht los, daß mein Kreuz etwas gespürt oder entdeckt hatte, das von mir noch nicht wahrgenommen worden war.

Ich hatte mich an diesem warmen Sommerabend aus der Wohnung verzogen und war in ein Lokal gegangen, das erst vor wenigen Tagen eröffnet hatte. Es nannte sich City Barbecue. Ein Restaurant für den Kenner mit dem kleinen Hunger, wie man in der Werbung anpries. Steaks und Salate wurden ebenso angeboten wie Filet und Spießbraten. Auch Suppen gab es. Ich aber hatte mich mit einer großen Salatschüssel begnügt und einem kräftigen Bier. Den Salat

hatte ich fast aufgegessen, das Glas war noch nicht leer, aber mir war auch der Appetit vergangen und gleichzeitig der Durst.

Das Kreuz hatte mich nicht von ungefähr gewarnt.

Obwohl ich getrunken hatte, spürte ich im Hals ein trockenes Gefühl. Durch die Ereignisse war meine Kehle rauh geworden. Ich vernahm die Stimmen der anderen Gäste zwar, hörte sie aber gleichzeitig nicht, denn ich hatte das Gefühl, innerhalb eines angespannten Schwebeszustands zu sitzen.

Wenn mein Blick schräg nach rechts an der Frau mit dem knallroten Kleid vorbeiglitt, sah ich die kleine Bar aus Mahagoniholz. Auf den langen Messingleisten brach sich das Licht der über der Theke hängenden Kugelleuchten. Dort nahm man Platz, wenn man vor dem Essen noch einen Drink nehmen wollte. Zwei Mixer bedienten. Von der Bar aus trieb der Rauch zahlreicher Zigaretten träge in das Lokal hinein, wo er von einer Klimaanlage abgesaugt wurde.

Man hatte den Raum in mehreren Ebenen unterteilt. Ich saß etwas erhöht und hatte meinen Platz auch in der erwähnten Nische gefunden. Andere Gäste hockten an größeren Tischen. Die waren rund oder auch sechseckig, je nach Anzahl der Personen.

Nichts wies auf eine Gefahr hin. Die Männer und Frauen, durchweg sommerlich gekleidet, waren voll und ganz damit beschäftigt, ihr Essen zu verspeisen. Ober eilten geschäftig hin und her. Zwei junge Mädchen brachten die Getränke. Sie schleppten Bier, Cocktails und Longdrinks auf ihren Tablets, wobei das Lächeln in ihren Gesichtern nie abriß, auch wenn die Damen noch soviel zu tragen hatten.

Ein völlig normales Lokal, in dem ich mich hatte entspannen wollen. Ich wischte über meine Stirn und spürte kalten Schweiß. Das leichte Jackett hatte ich ausgezogen. Es hing über der Lehne hinter mir. Das Hemd klebte am Körper.

Dennoch, etwas war anders.

Nur konnte ich es nicht fassen, nicht greifen. Es hing in der Luft, es

war vorhanden, und ich hatte das Gefühl, als würde es mich umlauern und beobachten.

Wer konnte es sein?

Die Reaktion meines Kreuzes hatte auf den geheimnisvollen Druidenzauber hingewiesen, den ich mit dem ebenfalls geheimnisvollen Land Aibon in Verbindung brachte.

Sollten die beiden mich umkreist haben, ohne daß ich etwas davon merkte? Wenn ja, welcher Grund bestand? Ich konnte keinen nennen, denn in der letzten Zeit hatte sich bei meinen Fällen um Aibon und dessen alter Druidenmagie nichts gedreht.

Ein Ober kam. Er lächelte und fragte gleichzeitig, ob ich noch einen kleinen Nachtschinken bestellen wollte. Dabei zählte er einige Eissorten auf, die er unbedingt empfehlen konnte.

»Ich möchte zahlen.«

Mein Ton schien ihn irritiert zu haben, denn er fragte sofort nach. »Hat es Ihnen nicht geschmeckt, Sir?«

»Doch, es war gut. Ich werde auch wiederkommen. Allerdings dann, wenn es ein wenig kälter ist.«

»Das kann ich verstehen, Sir, wirklich. Auch wir schwitzen.«

»Was habe ich zu zahlen?«

Er nannte den Betrag, den ich durch ein kleines Trinkgeld noch erhöhte. Er bedankte sich artig und räumte den Salat weg. Das Bier ließ er stehen.

Ich nahm einen Schluck, schaute über den Rand des Glases hinweg, und dabei fiel mein Blick wieder dorthin, wo sich die Theke befand. Beim ersten Sichtkontakt hatte ich automatisch die Personen registriert, die sich dort aufhielten. Das ist, wenn ich mal so sagen darf, Polizistenart. Man lernt es im Laufe der Jahre, Kleinigkeiten zu registrieren, und deshalb fiel mir auch der Mann auf, der sich so ziemlich an den Außenrand der Theke gestellt hatte und schräg in das Lokal hineinschaute, als wollte er die Gäste mit seinen teils

interessierten, teils banalen Blicken überfliegen und prüfen.

Der Mann war da und war es doch nicht.

Er fiel kaum auf, er war zu unscheinbar, zu schattenhaft, zu grau, und er trug auch einen grauen Anzug.

Zu grau!

In meinem Hirn gab es eine kleine Gedankenexplosion. Plötzlich hatte ich es. Der Mann in Grau, die Männer in Grau, Wächter des geheimnisvollen Landes Aibon, eingesetzt von den Eichenkundigen, um auf der normalen Welt zu wandeln.

Deshalb die Warnung!

Ich setzte das Glas hart auf den Bierdeckel zurück. In diesen Augenblicken glaubte ich, die Lösung gefunden zu haben und war gespannt, was der Mann in Grau noch vorhatte.

Im Prinzip nichts. Er stand da, trank sein Bier, und sein Blick traf alle Gäste, nur mich nicht. Diese Interessenlosigkeit machte mich stutzig. Gleichzeitig war sie für mich so etwas wie ein Beweis, daß mich der Knabe eigentlich nur meinen konnte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein anderer völlig normaler Gast Kontakt mit Aibon gehabt hatte oder haben könnte.

Nur gut, daß ich meine Rechnung beglichen hatte. Sollte der andere gehen, würde ich ihm folgen.

Er traf keine Anstalten. Etwa 30 Sekunden vergingen bei mir in einer gewissen Anspannung. Dabei irrten meine Gedanken ein wenig ab, denn ich dachte daran, daß ich eigentlich nicht hätte allein hier gesessen, sondern in Begleitung von Glenda Perkins gewesen wäre. Aber Glenda war in Urlaub gefahren, irgendwo in die Berge. Sie hatte sich praktisch von einem Tag auf den anderen dazu entschlossen.

Suko wollte auch nicht mit und statt dessen den Sommerabend mit seiner Freundin genießen. Die Conollys waren ebenfalls nicht da, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als die Zeit allein totzuschlagen.

Langeweile würde es nicht geben.

Ich stand auf. Das geschah nicht ruckartig, eher mit langsamen Bewegungen. Ich nahm mein Jackett, zog es über, so daß auch meine Beretta verdeckt war. Es war eine dünne Leinenjacke, die ich kaum auf dem Körper spürte.

Mein Blick fiel auf die Bar. Die Rückseite bestand aus einer mehrfach unterbrochenen Spiegelfläche, so daß ich mein Konterfei nur immer als Zerrbild sah.

Zwei kleine Stufen mußte ich nehmen, um das normale Niveau des Lokals zu erreichen.

Der Mann an der Bar hatte sich bisher nicht gerührt. Auch nicht, als ich die ersten Schritte ging. Er nahm sein Glas, hob es hoch und leerte es. Die Geste kam mir abschiednehmend vor, und ich sollte mich nicht getäuscht haben.

Auch er hatte schon seine Rechnung beglichen, drehte sich ab und ging davon.

Ich konnte sein Profil erkennen. Es war seltsam flach, man sah es, man vergaß es. Und so sollte es ja auch sein.

Um den Ausgang zu erreichen, mußte ich durch einen Flur, wo sich auch die Treppe befand, die nach unten zu den Toilettenräumen rührte. Nie hätte ich damit gerechnet, daß der Mann in Grau diese Treppe nehmen würde und war deshalb überrascht, als er sich nach rechts wandte, die Stufen hinabschritt und sich dabei nicht einmal nach mir umschaute. Ich war für ihn überhaupt nicht existent, dennoch glaubte ich fest daran, daß er nur meiner wegen gekommen war, und auch sein Verschwinden in die Tiefe mußte seinen Grund haben.

Die Treppe besaß eine Rundung. Ich wartete solange ab, bis der Mann dahinter verschwunden war, dann machte ich mich ebenfalls auf den Weg nach unten. Dabei hielt ich mich am Außenrand, achtete auf die Geräusche in meiner näheren Umgebung und vernahm das

Rauschen einer Wasserspülung sowie das Klacken hoher Absätze auf einem gefliesten Boden. Das Geräusch verstärkte sich. Sekunden später sah ich die blonde Frau, die die Stufen hochstieg.

Sie trug ein weißes Sonnentop und einen Rock aus Leinen. Dünne Spaghettiträger hielten das Oberteil, das mehr als gut gefüllt war, wie ich mit einem Blick von oben feststellen konnte.

Die Frau lächelte mich an. Es war ein etwas schiefes Lächeln, wie man es bei Menschen erlebt, die schon leicht einen über den Durst getrunken haben.

Ich ließ sie vorbeigehen.

Das Geräusch ihrer Absätze wurde leiser und verwehte, als die Frau die Treppe hinter sich gelassen hatte.

Ich aber ging in die andere Richtung weiter, wo auch der Mann in Grau verschwunden war.

Daß er bei diesem Wetter einen Anzug trug, war eigentlich bezeichnet für ihn. Er spürte wahrscheinlich weder Hitze noch Kälte, sondern war voll und ganz auf seine Aufgabe konzentriert.

Die Treppe mündete in einen Gang. Er war sehr sauber. Eine Toilettenfrau gab es nicht. Dafür sah ich mehrere Türen, die zu den einzelnen Toiletten führten.

Die mit dem Wort Gentlemen bezeichnete interessierte mich am meisten. Sie war erst vor kurzem geschlossen worden, denn ich hörte hinter ihr die Schritte des Mannes.

Bevor ich sie aufziehen konnte, wurde sie nach innen gerissen. Damit hatte ich nicht gerechnet und erschrak heftig. Ein bulliger Mann lachte. Er hielt noch ein Taschentuch in der Hand, mit dem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

»Verdammt heiß, was«, sagte er.

»Ja, wir haben Sommer.«

Er lachte und ging. Ich schaute kurz zurück. Sein Gang war scherfällig. Auch er hatte kräftig geladen.

Jetzt hielt mich nichts mehr. Da die Tür noch nicht geschlossen war, überstieg ich die Schwelle und begab mich in den Raum, wo es nach Desinfektionsmitteln roch. Unwillkürlich mußte ich daran denken, daß ich etwas ähnliches schon einmal erlebt hatte. Es lag ungefähr ein halbes Jahr zurück. Da war mir in einem Waschraum Jane Collins begegnet und hatte mir den Würfel des Unheils hohnlachend präsentiert.[\[1\]](#) Sie würde mir wohl kaum in die Quere kommen.

Zwei Waschbecken, deren Schüsseln blau schimmerten. Apparate mit flüssiger Seife, und neben dem Abzug, dicht unter der Decke, befanden sich die Rillen eines Lautsprechers.

Die leise Musik aus dem Lokal wurde auch hier übertragen. Um zu den eigentlichen Toilettenräumen zu gelangen, mußte ich mich nach rechts wenden und eine Schwingtür aufstoßen. Als ich es tat, verursachte sie einen Luftzug, der mich streifte. Der Tür gegenüber befanden sich vier schmale Kabinen. Links an der Wand sah ich die Schlüsseln.

Beides interessierte mich nicht, denn der Mann in Grau lehnte an einer Kabinentür und schaute mich an.

Ich blieb stehen. Sein Gesicht war unbeweglich. Es zuckte nicht ein Muskel auf der grauen Haut, auch die Augen blieben glanzlos. Er erinnerte mich mehr an eine Figur, als an einen lebenden Menschen, wobei sich die Frage stellte, ob ich überhaupt einen Menschen vor mir hatte.

Wir sprachen nichts, aber jeder von uns wußte, daß der andere etwas wollte.

Ich unterbrach das Schweigen. »Okay«, sagte ich. »Hier bin ich. Das haben Sie doch gewollt.«

Er nickte nur.

Diese Reaktion betrachtete ich als Aufforderung, weiterzureden und sagte: »Was wollen Sie von mir? Weshalb haben Sie sich in meine Nähe begeben?«

Der Mann in Grau öffnete seinen Mund. »Ich möchte dich warnen, John Sinclair.«

»Wie schön. Und wovor?«

»Vor einem Fall, den du nicht annehmen solltest, der aber auf dich zukommen wird.«

Diese Antwort entlockte mir ein Lächeln und eine Gegenrede. »Es tut mir leid, aber ich stehe im Dienst des Gesetzes und kann keinen Fall ablehnen.«

»Diesmal wirst du eine Ausnahme machen.«

»Nein.«

Der Mann in Grau hatte sich immer noch nicht bewegt. Auch in seinem Gesicht rührte sich nichts. Er hob jetzt die Schulter und erwiderte: »Du solltest nicht so übereifrig sein, Geisterjäger. Es ist wirklich besser, wenn du meinem Ratschlag folgst, denn dieser Auftrag würde dir den Tod bringen.«

»Und wenn ich dennoch nicht ablehne.«

»Müßten wir zu Gegenmaßnahmen greifen.«

Klar, diese Antwort hatte kommen müssen. Ich wollte natürlich wissen, wie diese Gegenmaßnahmen aussahen und bekam eine Frage zur Antwort.

»Kannst du dir das nicht denken?«

Ich schaute auf ihn, sah noch immer keine Regung in dem durch das kalte Licht noch fahler wirkenden Gesicht und sagte: »Man wird versuchen, mich zu töten.«

»Möglich.«

»Und ich werde mich wehren.«

»Kannst du das?« Er sprach diese Frage mit einer Sicherheit aus, die mich erschreckte. Dabei hatte er recht. Konnte ich mich tatsächlich gegen ihn und seine Magie wehren? Ich kannte die Männer in Grau und hatte es schon ein paarmal versucht, aber ich war nie zurecht gekommen, weil Aibon und seine geheimnisvolle

Magie auch das Kreuz beeinflussen konnten.

»Deine Position ist nicht gut, John Sinclair«, redete er mich wieder an. »Überhaupt nicht gut...«

»Das haben mir schon viele gesagt.«

»Ich meine es ernst.«

»Schön«, sagte ich. »Bleiben wir dabei. Aber darf ich fragen, worum es eigentlich geht?«

»Nein!« erklärte er mir hart. »Jeder Hinweis ist schon zu viel und würde deine Neugierde zu sehr anstacheln.«

»Wenn du mir keinen Hinweis gibst, wird sie noch stärker sein.«

»Daran kann ich nichts ändern. Es ist auch dein Problem, und du solltest damit leben. Noch einmal, John Sinclair, lehne den nächsten Fall ab, den man dir übertragen will.«

»Woher weißt du, welcher es sein wird?«

»Wir sind informiert.«

Er hatte dies in einem so feststellenden Ton gesagt, daß ich nicht einmal widersprach. Vielleicht hatte er sogar recht, wobei man über das Wort besser diskutieren konnte. Er war allein, ich stand allein, Zeugen gab es keine, die Lage spitzte sich zu, denn in der Tat dachte ich nicht daran, einen Fall abzulehnen, von dem ich nicht einmal wußte, um was es eigentlich ging.

Der Mann in Grau startete einen erneuten Versuch. »Hast du dich entschieden, Geisterjäger?«

»Das habe ich in der Tat. Es bleibt bei meinem Entschluß.«

»Schade.« Die Antwort klang fast bedauernd. »Sehr schade, wirklich. Ich habe dich für vernünftiger gehalten.«

»Es ist mein Job.«

»Du hättest über deinen eigenen Schatten springen sollen. So aber ist es zu spät.«

Ich hatte die Worte nicht nur verstanden, sondern auch deren Hintersinn begriffen. Bisher hatte der Mann in Grau nur geredet. Das

würde sich ändern. Wenn er mich mit Worten nicht überzeugen konnte, gab es als andere Lösung nur die Gewalt.

Ich spannte mich. Ein wenig winkelte ich den rechten Arm an, um an die Beretta zu gelangen.

Der Mann in Grau lächelte nur. Wahrscheinlich wollte er mich durch das Verziehen seiner Gesichtsmuskeln ablenken, das gelang ihm nicht, denn ich schaute auf seine rechte Hand, die er bisher zur Faust geballt hatte und nun öffnete.

Etwas Grünes schimmerte zwischen seinen Fingern.

Ein Stein — der Druidenstein!

Und der war verdammt gefährlich. Das wußte ich. Wenn es dem anderen gelang, ihn einzusetzen, halfen mir nicht einmal die Gegenkräfte des Kreuzes.

Ich setzte alles auf eine Karte.

Bevor der Mann in Grau seine Faust noch völlig öffnen konnte und die Magie des Steins gegen mich ausspielte, hatte ich ihn erreicht. Mit beiden Handkanten schlug ich zu.

Ich traf ihn rechts und links am Hals, spürte dabei die federnde Aufprallwucht und dachte daran, daß ich bei einem normalen Menschen kaum so hart eingestiegen wäre, es sei denn...

Meine Gedanken wurden unterbrochen, denn der Mann in Grau schüttelte sich. Er wurde nicht bewußtlos, das war bei diesen Personen kaum möglich, er stemmte sich nur auf die Zehenspitzen und sagte etwas, das ich nicht verstand. Es war mir auch egal, ich packte seine Faust und auch sein Gelenk. Herumdrehen wollte ich den Arm und den anderen zwingen, den Stein vielleicht loszulassen. Er durfte mich auf keinen Fall berühren und seine Druiden-Magie ausspielen, dann war ich am Ende.

Bisher war es mir nicht gelungen, mit den Männern in Grau fertig zu werden. Hier schien es mir so, als würde mein Plan wenigstens zum Teil klappen, da er sich meinem Griff beugte und seinen Körper nach

unten drückte.

In diesem Augenblick bekam er Hilfe.

Ich hatte von vier Kabinentüren gesprochen. Zwei davon flogen auf. Eine streifte mich noch am Rücken und schleuderte mich ein Stück zurück. Die anderen Männer in Grau glichen meinem ersten Gegner aufs Haar. Sie stürmten heran, ich ließ den ersten los und wollte zurück. Da waren sie schon über mir.

Wie eine gefährliche Woge kamen sie mir vor. Sie kannten kein Pardon, drückten mich nieder, und einer trat mir die Beine unter dem Körper weg. Plötzlich schwebte ich. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich über mir drei Gesichter.

Sie lächelten nicht, sie waren starr. Ich spürte wieder den Schmerz, der vom Kreuz abstrahlte. Es warnte mich. Es waren harte Impulse, denn es stemmte sich gegen den Zauber der Druiden-Kraft, ohne allerdings dagegen ankommen zu können.

Dann hatte ich das Gefühl, als würde die Welt vor meinen Augen explodieren. Alles um mich herum nahm eine grüne Farbe an. Ich wurde hineingeschleudert in einen Strudel unbekannter Druiden-Magie. Der Strudel riß mich an sich, er zerrte an mir, und ich stemmte mich vergeblich dagegen an.

Dann kam das Loch.

Und auch die Stimme.

»Du hättest auf mich hören und dich nicht wehren sollen. Jetzt ist es zu spät.« Zu spät... zu spät...

Die Worte waren wie Donnerhall, und sie begleiteten mich in die Tiefe des Vergessens...

Der Wind fiel von den Bergen. Er toste nicht, er brauste nicht, er kam wie ein erfrischendes Lüftchen, das sich in dem Tal zu einer Brise steigerte und packte auch die Sturmlaterne, die von einer kräftigen Hand gehalten wurde, so daß er sie und das kleine Licht

darin hin-und herschleuderte. Ein Auf und Ab aus Licht und Schatten zuckte über das Gesicht des Mannes, der die Laterne trug und den steinigen Weg entlangging, der zu seinem Ziel führte.

Eine schweigende Kulisse umgab den Mann und seinen Partner. Beide waren in dieser Nacht unterwegs, um einen Auftrag auszuführen, für den sie hochbezahlt wurden.

Es wäre müßig gewesen, sich nach ihren Berufen zu erkundigen. Der Frager hätte sowieso keine Antwort bekommen. Man konnte die Männer als Söldner, als Killer oder auch als Handlanger bezeichnen, je nachdem, welche Aufgabe sie zu erledigen hatten. Die in dieser Nacht fiel ein wenig aus dem Rahmen. Sie sollten nur etwas ausgraben.

Der Auftraggeber hatte von einer alten Kiste gesprochen, die sie auf keinen Fall öffnen durften. Wenn ja, würde es schrecklich ausgehen. Diese Warnung klang den beiden Männern noch in den Ohren. Und sie wollten sich auch daran halten. Hauptsache, ihr Sold stimmte. Wichtig für sie war die alte Kapelle, um die herum und in der es angeblich spuken sollte, wie die Menschen in der Umgebung erzählten. Die beiden Männer wollten daran nicht glauben. Sie hielten sich lieber an die Realitäten und an ihre Waffen.

Revolver, MPI's, Handgranaten, Bazookas, das war ihre Welt. Egal, ob in den Dschungeln Südostasiens oder in der heißen Steppe des afrikanischen Kontinents.

Sie kämpften sich überall durch. Sogar in Europa, wie jetzt. Ihre Namen waren wie Schall und Rauch. Sie wechselten sie wie andere Leute ihre Hemden.

Mal hießen sie Miller, Berger oder Dupont. Je nachdem, was für den jeweiligen Auftrag günstiger war.

Sie hatten sich in diesem Fall Voring genannt. Gerald und Jack Voring. Das reichte. Die Vornamen wiesen auf einen Engländer hin, bei den Nachnamen konnten die Menschen raten. Zudem hatten sie

sich als Brüderpaar ausgegeben, was nicht sehr schwer war, da sich die beiden Männer äußerlich sehr ähnelten.

Beide besaßen die dunklen Haare, nur bei Jack waren sie an den Schläfen schon grau geworden. Männer, die kaum auffielen und deshalb so gefährlich waren.

Gerald trug die Lampe. Sie hatten sie praktisch nur aus Tarnungsgründen mitgenommen. Falls ihnen mal jemand begegnete, würden sie den anderen auf eine Nachtwanderung hinweisen. Die Laterne schwenkte jedesmal, wenn der Windstoß von den Bergen fuhr und sie packte. Dann zuckte jeweils ein blasser Feuerschein über das hagere Gesicht des Trägers und ließ die Züge noch lauernder erscheinen.

Der Weg war schmal, auch steinig, und er führte in die kleine Senke, in der auch die Kapelle stand. Ein verfluchter Ort, wenn man den Einheimischen Glauben schenken sollte. Darüber lächelten die Männer nur. Für sie war so etwas Quatsch.

Nur ihre Schritte waren zu hören und das Knirschen, wenn kleine Steine unter den Sohlen zerbrachen. Die Nacht war dunkel, sie besaß dennoch einen seltsamen Farbton. Ein gewisses Blau, in das sich dunkelgraue Schatten wie lange Finger hineinschoben und sich über dem weiten Himmel verteilten.

Im Gegensatz zum Tag war es kühl geworden. Der Wind trocknete den Schweiß auf den Gesichtern der Männer, die ihre Schrittfolge auch nicht änderten, wenn es einmal bergauf ging. Sie schritten wie Roboter, denn Märsche waren sie gewohnt und dies unter oft viel extremeren Bedingungen, als hier in der harmlosen Bergwelt.

Manchmal sahen sie ein Gehöft. Auch wenn sich ein Wohnhaus daran anschloß, brannte dennoch kein Licht hinter den Scheiben. Die Menschen lagen in den Betten, selbst die Touristen trieb es nicht mehr nach draußen.

Bevor sie die Kapelle erreichten, war sie bereits zu sehen. Ein

schmäler Turm, dessen Spitze irgendwann abgerissen war und der deshalb an ihrem oberen Ende wie ein hungrig geöffnetes Maul wirkte, reckte sich in den dunklen Himmel. Die Kapelle selbst wurde für den Gottesdienst nicht mehr benutzt, und weil dies so war, glaubten die Einheimischen daran, daß sich ein böser Geist darin aufhielt.

Über böse Geister lachten die beiden Männer. Sie waren tagsüber ein paarmal bei ihrem Ziel gewesen, hatten das Gelände erkundigt und es genau abgesteckt. Zudem hatten sie das Werkzeug hergeschafft, das sie unbedingt benötigten.

Sie verließen den Weg. Ein sanfter Hang nahm sie auf. Ihre Füße zertraten das dicht gewachsene Gras. Schritte waren kaum zu hören. Nur das Licht der kleinen Sturmlaterne schwankte, wenn der Wind kam. Dabei erinnerte es an ein tanzendes Irrlicht.

Die Männer sprachen nicht. Sie waren sowieso wortkarg, auch anderen Leuten gegenüber, aber sie wußten, daß sie sich aufeinander verlassen konnten.

Hin und wieder warfen sie einen Blick zurück. Die Dschungelerfahrung ließ sich eben nicht leugnen, denn sie rechneten immer mit Verfolgern, auch wenn, wie hier, niemand zu sehen war.

Hatten sie noch vor Minuten von der Höhe her über der Kapelle gestanden, so kam sie ihnen jetzt viel größer vor. Die Mauern waren dunkel, bis auf eine Seite, die vom Licht des am Himmel stehenden Vollmonds getroffen wurde und seltsam fahl schimmerte. Manche hätten es als eine unheimliche Kulisse bezeichnet, die beiden Vorings nicht. Sie waren Realisten und dachten nur an ihren Job. Um diesen ausführen zu können, brauchten sie die Kapelle nicht einmal zu betreten. Das Werkzeug lehnte an der Außenwand.

Sie holten es gemeinsam, nachdem sie die Sturmlaterne dort aufgestellt hatten, wo sie graben wollten.

Einmal huschte ein Schatten ziemlich dicht über ihre Köpfe hinweg.

Es war ein Vogel, der seine Schwingen ausgebreitet hatte und sich von den Aufwinden tragen ließ.

»Sieht aus wie ein Vampir«, sagte Gerald spöttisch.

Sein Partner lachte nur. »Glaubst du an Vampire?«

»Ich?« Mehr erwiderte er nicht, nahm seine Spitzhacke hoch und ging zu der Stelle hin, wo sie graben wollten.

Gerald folgte Jack. Er überlegte, ob er sich eine Zigarette anzünden sollte, ließ es bleiben, denn die Arbeit würde hart genug werden. Zudem mußten sie die Kiste noch transportieren. Sollte sie wider Erwarten zu schwer sein, würden sie ihren Fund in der Kapelle lassen und am nächsten Tag mit dem Wagen herfahren.

Es war bereits alles vorbereitet. Sie hatten die Hotelrechnung schon beglichen, so würde es kaum jemandem auffallen, wenn sie sich verzogen.

Jack maß die Schritte ab. Er hatte die Informationen von seinem Auftraggeber bekommen.

Es waren von der Westseite der Kapelle genau elf. Als er stehen blieb, rammte er den Spaten in den Boden. Die Spitzhacke behielt er in der Faust. Er drehte sich zu Gerald hin um, schaute auch an ihm vorbei auf die Mauer der Kapelle und sah über dem Stein ein grünliches Leuchten.

Es war ein Hauch, ein leichter Schein, und für Jack Voring unerklärbar, denn es gab keine Quelle, die den Schein abgegeben haben könnte.

»He!« zischte er seinem Partner zu. »Schau dich mal um.«

»Wieso?«

»Mach schon.«

Der andere drehte sich. Auch Gerald sah den Schein auf der Außenwand, runzelte die Stirn und blickte dann seinen Partner an.

»Verstehe ich nicht.«

Jack hob die Schultern. »Aber er ist da.«

»Natürlich.«

»Also hab ich mich nicht getäuscht.« Er fröstelte ein wenig, da ihn ein kühler Windstoß traf.

»Was ist mit dir?« wollte Gerald wissen und kam langsam näher.
»So kenne ich dich nicht.«

»Ich mich auch nicht, aber es gibt nichts daran zu rütteln, daß dieser Schein existiert und wir für ihn keine Erklärung haben.«

Gerald winkt ab. »Möglicherweise ein Naturphänomen. Hier mußst du mit allem rechnen.«

»Wieso denn?«

»Wir sind in den Bergen. Außerdem soll es hier spuken.« Gerald lacht heiser.

Jack schüttelte den Kopf. »Fang lieber an. Genau an dieser Stelle müssen wir graben.«

Die beiden Männer machten sich an die Arbeit. Ihre Jacken hatten sie ausgezogen. Trotz der relativen Kühle würden sie früh genug ins Schwitzen kommen. Und dem wollten sie nicht durch das Tragen der Jacken noch Vorschub leisten.

Der obere Teil der Erde war weich. Sie mußten zunächst den Rasen abstechen. Schräg glitten die blanken Schaufelblätter in den Boden. Diese Arbeit machte den beiden Männern nichts aus. Sie hatten es in zahlreichen Einsätzen gelernt und wußten Bescheid, wie man Gruben und Gräber aushob. Vor allen Dingen letztere.

Allein befanden sie sich innerhalb der Senke. Der kühlere Wind wehte hinein. Er bewegte die Grasspitzen und zauberte aus ihnen einen kleinen Wellensee.

Da sie nicht wußten, wie groß die Kiste war, die sie zutage fördern sollten, setzten sie die Grube ziemlich groß an. In der Länge zu vergleichen mit einem Grab, nur in der Breite gaben sie mehr zu. Und sie arbeiteten im Takt.

Von zwei verschiedenen Seiten begannen sie, sprachen kein Wort,

aber keiner tat einen Handschlag weniger als der andere. So waren sie eingespielt. Längst hatten sie die Grasnarbe abgetragen und stachen bereits in den weichen Boden. Sie hatten mit härterem Widerstand gerechnet, freuten sich aber zu früh, denn plötzlich stießen sie auf Steine, die unter der Erde lagen.

Ein kratzendes Geräusch erklang, als das Spatenblatt einen Stein traf. Die beiden verzogen die Gesichter und hörten sofort auf zu graben. Jack fluchte, als er sich bückte und mit beiden Händen den Stein umfaßte. Er schüttelte den Kopf. »Den kriege ich nicht hoch«, sagte er.

»Wir müßten ihn freilegen.«

»Erst den und dann den nächsten.« Jack war sauer. »Wir hätten noch eine Prämie rausholen können.«

Gerald kümmerte sich nicht um die Worte seines Partners. Er hatte zurück auf die Kapelle geschaut. »Das grüne Leuchten ist noch immer da«, sagte er leise.

Auch Jack schaute. Er knetete dabei sein Kinn. Der Mund stand offen. Der Atem ging schneller. »Ja, es hat sich noch verstärkt.«

»Gefällt mir gar nicht«, meinte Gerald.

»Wieso?«

»Ich denke an die Geschichten.«

Jack schaute seinen Partner kurz an. Dann begann er leise zu lachen. Es sollte spöttisch klingen, dem war nicht so. Eine gewisse Unsicherheit hörten die beiden Männer schon heraus. »Nun ja, die Geschichten«, sagte Jack. »Glaubst du daran?«

»Ich habe auch nicht an Voodoo geglaubt.«

Jack hob die Schultern. »Dies hier ist etwas anderes, mein Lieber.«

»Wieso?«

»Wenn wir in Afrika waren, haben wir praktisch damit gerechnet, über irgendeinen Geisterkram zu stolpern. Aber hier nicht, das macht mich stutzig.«

»Jedes Land und jede Gegend hat ihre eigene Geschichte«, erklärte Gerald. »Nimm es hin.«

»Gefällt mir trotzdem nicht.«

»Komm, mach weiter.«

Sie schaufelten. Den ersten großen Stein legten sie zur Hälfte frei und entdeckten den zweiten, der dicht neben dem ersten lag. Beide wunderten sich.

Gerald sprach seine Gedanken aus. »Als hätte jemand den Stein absichtlich dahingelegt.«

»Kann doch möglich sein.«

»Du denkst an die Leute, die die Kisten hier vergraben haben.«

»Ja.«

Jack runzelte die Stirn. »Das wäre natürlich ein Ding. Davon hat der Auftraggeber nichts gesagt. Wir sollten ihm...« Er sprach nicht mehr weiter, weil sein Partner auf die Wand der Kapelle schaute und dabei seinen Kopf schüttelte.

»Das ist ein Ding!« flüsterte Gerald.

»Wieso?«

»Sie mal genau hin. Da stimmt was nicht. Ich sehe da Gestalten in der Wand. Schatten...«

Auch Jack drehte den Kopf. Zunächst erkannte er nichts. Er mußte seine Augen schon anstrengen, um etwas Genaueres zu sehen. Dann gab er seinem Freund recht.

Der grüne Schein geisterte noch immer über das Gemäuer. Nur hatte es sich verändert. Er war längst nicht mehr so kompakt wie zuvor. Er wirkte aufgerissen, aufgeteilt, und wer genauer hinsah, konnte auch erkennen, daß es sich um Lebewesen handelte, die sich aus dem Schein hervorkristallisiert hatten.

Menschen?

Fast sahen sie so aus. Wenigstens in der Breite und der Höhe stimmten die Proportionen. Sehr komisch...

Jack schüttelte den Kopf. »Wenn ich nicht genau wüßte, daß es keine Geister gibt, würde ich die Gestalten dafür halten.«

Gerald winkte ab. »Es gibt keine Geister und damit basta.«

»Und woher kommt das Licht und auch diese Gefallen?«

»Eine optische Täuschung.«

»Das kannst du mir nicht erzählen. Gerald, da stimmt was nicht.«

Auch der zweite Mann war dieser Ansicht. Nur wollte er es nicht akustisch zugeben und nickte nur. »Laß uns weitermachen. Je schneller wir fertig sind, um so besser ist es für uns.«

Damit war Jack einverstanden. Er rammte das blanke Spatenblatt neben dem von ihm gefundenen Stein in den weichen Boden und schleuderte fast wütend den Lehm neben die Grube, wo sich bereits ein kleiner Erdberg auftürmte. Zu zweit mußten sie anfassen, um den Stein überhaupt aus der Grube heben zu können. Es war eine Knochenarbeit. Sie keuchten, dann rollte er über den Rand, und die beiden Männer bekamen große Augen, als Jack eine Taschenlampe anknipste und den hellen Lichtfinger in die Grube fallen ließ.

Genau dort, wo der Stein gelegen hatte, sahen sie ein altes Gitter. Als sie nachfühlten, wußten beide sofort, daß es aus Eisen bestand, das schon Rost angesetzt hatte.

»Die haben sich abgesichert«, flüsterte Jack schweratmend, stand wieder auf und schabte seine Hände ab.

Gerald nickte nur. Wieder schaute er auf die Außenmauer der kleinen Kapelle.

Die Schatten waren da, und er glaubte sogar, daß sie konzentrierter und dichter geworden waren.

Sie standen in der Wand. Zwischen ihnen befanden sich freie Räume. Zudem berührten sie sich an den Händen, und ihre Gestalten glichen noch mehr denen der Menschen.

Jack schüttelte den Kopf. »Du kannst sagen, was du willst, Gerald, da stimmt etwas nicht. Das ist unnatürlich.«

»Ich sage ja gar nichts.«

»Also macht es dich auch nervös.«

»Kann man sagen.«

»Sollen wir verschwinden?«

»Willst du auf fünftausend Pfund verzichten?«

»Verdammt, mein Leben ist mir lieber.« Jacks Antwort klang gepreßt. Er fuhr sich mit der Hand über die Kehle, als säße dort bereits die unsichtbare Klinge eines Messers.

»Das kannst du doch behalten«, erwiderte Gerald. »Wirklich, wir dürfen uns nicht verrückt machen lassen. Denk an die Dschungel-Kriege.«

»Das ist hier anders.« Jack hob den Kopf. Er spürte den Wind, der von den Bergen wehte und sein schweißnasses Gesicht streifte. Der Wind gehörte zur Natur. Er brachte oft genug Kühle und Segen, hier brachte er noch etwas anderes mit.

Stimmen!

Geheimnisvolle, wispernde Laute, die im Rauschen oder Wehen des Windes kaum zu vernehmen waren und man schon sehr genau hinhören mußte, um sie zu verstehen.

Jack verstand sie.

»Geht, geht weg. Fort von dem Platz der Verfluchten. Was einmal in der Erde vergraben worden ist, soll auch dort bleiben. Ihr habt die Ruhe gestört. Ihr seid Frevler. Eine letzte Warnung...«

Danach verstummten die geheimnisvollen Stimmen, und Jack stand auf dem Fleck wie festgenagelt.

»Ist was?« erkundigte sich Gerald, dem die Haltung seines Freundes aufgefallen war.

»Ja. Das waren Stimmen.«

Gerald wollte lachen. Als er das Gesicht seines Freundes sah, stoppte er. »Wirklich?«

»Ich habe sie gehört. Sie warnten uns. Wir sollen verschwinden,

wenn uns das Leben lieb ist.«

Gerald drehte sich um. »Ich sehe keinen,« erklärte er. »Tut mir leid, war wohl ein Irrtum.«

»Vielleicht haben die Geister gesprochen,« vermutete Jack. »Es hörte sich jedenfalls so an.«

»Geister!« Gerald schüttelte den Kopf. Mehr sagte er nicht zu diesem Thema. Statt dessen griff er wieder zur Spitzhacke, um die Umgebung des zweiten Steins freizulegen, damit sie den Brocken aus der Grube heben konnten.

Ein Stöhnen ließ ihn innehalten. Für einen Moment blieb Gerald noch in der gebückten Haltung stehen, dann hob er langsam den Kopf, um seinen Partner anzuschauen.

Der hatte den Arm ausgestreckt. Gerald konnte sich nicht daran erinnern, daß die Hand seines Freundes jemals gezittert hatte. Selbst nicht unter den härtesten Bedingungen.

Nun zitterte sie.

Und er sah auch den Grund!

Es waren die Schatten in den Wänden. Sie blieben nicht mehr an diesem Ort, hatten sich gelöst und schwebten den beiden Männern unhörbar entgegen...

Die Söldner und Killer standen da, ohne sich zu rühren. Sie wußten nicht, wie sie dem Phänomen begegnen sollten, sie waren seelisch fertig, in ihrem Innern brannte kein Feuer mehr, denn es war die Angst, die für eine solche Leere sorgte.

Ein unerklärliches Phänomen waren die Schatten. Vielleicht Geister von Toten, und sie erinnerten sich wieder an die Geschichten der Einheimischen, die von einem verfluchten Ort gesprochen hatten. Das schien tatsächlich zuzutreffen.

Dieser Ort war nicht normal. Wo gab es das, daß sich Schatten lösten und durch die Luft schwebten.

Gerald hielt die Hacke noch fest. Eine im Prinzip lächerliche Geste, denn mit einer Spitzhacke konnte er diesen gestaltlosen Wesen wohl kaum zu Leibe rücken. Da hätte er auch in die Luft schlagen können. Als ihm dies klar wurde, ließ er das Werkzeug fallen und legte seine rechte Hand auf den Griff des Revolvers, den er im Gürtel trug.

Nebeneinander schwebten die Schatten, und die beiden Männer konnten erkennen, daß sie nicht schwarz waren, sondern einen grünlichen Farbton angenommen hatten. Dunkelgrün...

Sie sahen Köpfe, Körper, Arme und Beine. Je näher sie kamen, um so größer wurden sie. Es würde nicht mehr lange dauern, dann waren die Schatten über ihnen, würden sie berühren und vielleicht... Da stockten ihre Gedanken.

Beide standen ein wenig versetzt zueinander, so daß Jack früher als sein Partner berührt wurde. Der Söldner spürte die Kälte. Es war wie ein Schock. Sie hatten sich an die warmen Temperaturen gewöhnt, jetzt, als der Schatten über ihn fiel, hatte er das Gefühl, inner-und auch äußerlich einzufrieren. Der Schatten überdeckte alles.

Gerald schaute nur auf seinen Partner. An dessen Reaktion konnte er sehen, was auch mit ihm geschehen würde, wenn ihn der Schatten erreichte. Es war schlimm.

Jack stand aufrecht. Er schien sich auf die Zehenspitzen gestemmt zu haben. Sein Rücken war durchgebogen, die Arme hatte er angewinkelt, die Hände waren gespreizt, und sein Gesicht glich einer entstellten Clownsmaske, wobei der »Spaßmacher« zu überlegen schien, ob er weinen oder lachen sollte.

Jack tat keines von beidem. Er schrie auch nicht, obwohl Gerald das Gefühl hatte, sein Partner würde um Hilfe rufen. Über seinen Körper hatte sich der Schatten gelegt. Ein dunkelgrüner, geisterhafter Umhang, der den anderen einhüllte und dafür sorgte, daß dieser sich nicht bewegen konnte.

Bis zu diesem Augenblick, als das Schreckliche geschah. Vor den Augen seines entsetzten Partners fiel Jack Voring zusammen. Er sackte nicht ein, sondern blieb in seiner Haltung, während die Beine nachgaben, Körper und Kopf ebenfalls, und er in der nach unten fallenden Bewegung zu Staub wurde.

Der Staub war vorhanden. Er stand in der Luft, zeichnete noch für die Dauer schrecklich langer Sekunden die Gestalt nach, bevor er von innen her zusammensank und als Ascherest zu Boden fiel. Dort blieb er liegen.

Ein Haufen Asche, Reste, Staub, feinkörnig und ohne bleiche Knochen, denn alles, was einmal einen Menschen ausgemacht hatte, war aufgelöst worden. Es gab keinen Jack Voring mehr. Selbst die Kleidung war verschwunden und nur der Stahl des Revolvers glänzte matt innerhalb des Staubhaufens.

Gerald Voring wischte über sein schweißnasses Gesicht. Er konnte es einfach nicht fassen. Für ihn war es unbegreiflich. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, ohne zu einem klaren Ergebnis zu kommen. Er wußte auch nicht, was er tun sollte, helfen konnte er nicht, die anderen waren stärker. All seine Kampferfahrung spielte in diesem Augenblick keine Rolle mehr. Für ihn konnte es nur mehr die Flucht geben.

Und die trat er an.

Auf dem Absatz wirbelte er herum. Genau in dem Moment, als einer der Schatten nur mehr eine knappe Armlänge entfernt war und es nicht mehr geschafft hatte, sich auf ihn zu legen.

Er rannte los.

Es war eine wilde verzweifelte Flucht. Vor Jahren war er durch den Busch gehetzt, verfolgt von marodierenden Eingeborenen, die sich ihre Gesichter mit düsteren Farben bemalt hatten, so daß aus ihnen schreckliche Fratzen geworden waren.

Damals hatte er auch Angst verspürt. Nur nicht so stark wie in

diesen Augenblicken, denn er wußte genau, daß er sich in Lebensgefahr befand. Wenn es einem zweiten Schatten gelang, ihn zu erreichen, war alles verloren. Es gab keine Waffe, mit der er gegen diese unheimlichen und unerklärlichen Geistererscheinungen ankämpfen konnte. Mit großen Schritten jagte er den Rand der Senke hoch. Auf seinem Rücken spürte er die Kälte der Angst. Sie sorgte dafür, daß seine Schritte noch länger wurden.

Manchmal stolperte er, das machte ihm nichts, dann mußte er eben springen und erreichte sein erstes Ziel. Es war ein kleiner Weg. Dort blieb er stehen und schaute zurück. Von dieser Stelle aus mußte er schon sehr genau hinsehen, um die Schatten zu erkennen. Sie tanzten über dem Boden und kamen ihm vor wie schwarze Feuerzungen. Zudem gerieten sie in den Lichtschein der Sturmlaterne und durchbrachen ihn. Am liebsten wäre er weitergelaufen, aber jetzt, wo er die Schatten nicht mehr in seiner Nähe wußte, wollte er es genau wissen. Sie waren nicht nur gekommen, um zu töten, nein, sie hatten auch noch eine Aufgabe zu erfüllen.

Gerald Voring sah sie dort, wo er und sein Partner gegraben hatten. Die Schatten bildeten einen Kreis um die Grube. Sie waren dunkel, und dennoch flimmerten sie grünlich. Sie erinnerten ihn an abstrakte Abbildungen auf einem Oszillographen.

Was sie genau dort taten, konnte er nicht erkennen. Dafür sah er etwas anderes.

Innerhalb der Senke und dabei einen Kreis um die Stelle schlagend, wo sie die Truhe hatten bergen wollen, bewegte sich die Erde. Niemand war da, der sie aufschaukelte, dennoch bekam sie Risse und Sprünge, Spalten entstanden.

Fasziniert stand Gerald Voring da und beobachtete. Aus den Spalten kroch etwas, das man mit dem Begriff Dampf umschreiben konnte. Lautlos glitt der Qualm hervor. Kein Laut war zu hören. Weder ein Zischen noch ein leises Pfeifen. Der Dampf war nur der

Vorbote, denn aus dem Boden reckte sich etwas anderes. Hände!

Ja, er sah sie deutlich. Es waren Hände mit langen Fingern, die sich bewegten, als würden sie jemandem zuwinken.

Gerald bestimmt nicht, denn er hatte sich zu Boden geworfen und schaute aus dieser Stellung in die Senke hinab.

Die Schatten lösten sich. Gerald stemmte schon die Arme auf den Boden, da er damit rechnete, wieder flüchten zu müssen. Er brauchte es nicht, sondern konnte weiter zusehen, da sich die Schatten nicht um ihn kümmerten.

Ihr Ziel waren die Spalten innerhalb des aufgebrochenen Bodens. So lautlos, wie sie aus der Wand gekrochen waren, verschwanden sie in den Spalten und waren nicht mehr zu sehen.

Ein furchtbarer Spuk war gekommen und auch wieder gegangen. Lautlos, unheimlich.

Es gab einen Zeugen, der zitternd am Boden lag, ächzend atmete und nicht fähig war, das alles zu verkraften oder zu begreifen, was er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte.

Es waren Arme und Hände aus den Spalten gekrochen. Sie hatten den Schatten zugewinkt, und sie wußten genau, daß diese grünen Wesen zu ihnen gehörten.

Gerald wollte es nicht, aber er tat es. Er mußte einfach lachen, denn nun wußte er, weshalb ihnen ihr Auftraggeber für diesen an sich harmlosen Job eine so große Summe gegeben hatte.

10000 Pfund, das war verdammt viel.

Zu viel?

Nein, er hatte überlebt. Jack nicht. Aber Gerald wollte seinem Auftraggeber die Rechnung präsentieren. Dieser Kerl mußte sehen, was mit Jack passiert war.

Staub war von ihm zurückgeblieben. Staub, den man einsammeln und in ein Gefäß oder eine Tüte abfüllen konnte.

Das war die richtige Idee. Er würde den Staub mitnehmen und ihn

seinem Auftraggeber auf den Schreibtisch kippen.

Mal sehen, wie der dann reagierte...

Eigentlich war Suko nur selten schlecht gelaunt, wenn er ins Büro fuhr, um seinen Dienst anzutreten. An diesem Tage war es etwas anderes, denn John Sinclair hatte ihn nicht mitgenommen. Das passierte öfter mal und wäre auch nicht so tragisch gewesen, nur war der Geisterjäger auch nicht in seiner Wohnung gewesen, und so etwas irritierte Suko. John hatte sich verabschiedet, ohne ein Wort zu sagen. Das war nicht seine Art, das tat er nicht, und wenn so etwas geschah, mußten schon schwerwiegende Gründe vorliegen.

Suko fuhr nicht mit seiner Harley zum Yard, sondern nahm die U-Bahn. Da war er ebenso früh da. Auf dem Weg zum Büro dachte er darüber nach, was er seinem Freund, dem Geisterjäger, alles unter die Nase reiben würde, wenn er ihn im Büro vorfand.

Die Tür zum Vorzimmer stand offen. Da Glenda in Urlaub gefahren war, mußte schon jemand den Büroraum betreten haben. Wahrscheinlich John Sinclair. Suko ging sehr vorsichtig. Er wollte seinen Freund überraschen und sah die Tür zu ihrem gemeinsamen Büro ebenfalls nur angelehnt. Durch den schmalen Spalt konnte er schauen und erkannte, daß jemand auf Sinclairs Platz hockte. Also doch...

Hart stieß Suko die Tür auf. Er setzte bereits zu einer den Umständen entsprechenden Begrüßungsrede an, als er erkannte, daß es nicht der Oberinspektor war, der auf dem Schreibtischstuhl seinen Platz gefunden hatte, sondern ein älterer Mann, dessen Augen hinter den dicken Gläsern einer Brille seltsam eulenartig wirkten.

Sir James Powell!

Er hockte dort, hatte ein Gesicht aufgesetzt, das zu einem trüben Novembertag paßte, aber nicht zu einem heißen Augustmorgen wie dem heutigen und starrte Suko entgegen.

»Endlich«, sagte er zur Begrüßung.

Suko schluckte seine Rede hinunter, grüßte zurück und blieb abwartend stehen.

»Kommen Sie näher, Suko. Machen Sie Platz für John Sinclair.«

»Das kann ich nicht, Sir.«

»Wie?«

»John Sinclair ist nicht da.«

Es waren Worte, die den Superintendenten überraschten, dennoch hielt er sich zurück und zeigte seine Überraschung kaum. »So?« fragte er nur.

»Ja, es tut mir leid.« Suko ging bis zu seinem Schreibtisch und ließ sich auf den Stuhl fallen. Das jetzt schon warme Sonnenlicht hatte das dünne Kissen angewärmt, auf das er sich setzte, um seine Hände flach auf den Schreibtisch zu legen. »Er war nicht in seiner Wohnung, Sir. Es tut mir leid.«

»Wo steckt er dann?«

Sir James schien noch immer nicht begriffen zu haben, daß Suko es nicht wußte. Er hob die Schultern. »Sir, John Sinclair ist verschwunden.«

Der Superintendent zog ein Gesicht, als hätte er soeben eine Tablette verschluckt, die ihm überhaupt nicht schmeckte. »Das kann doch nicht wahr sein.«

»Ist es aber!«

»Berichten Sie.«

Dies tat Suko nur zu gern. Er ließ nichts aus und erzählte, wie vergeblich er versucht hatte, den Geisterjäger zu erreichen. »Nichts, Sir, wie vom Erdboden verschluckt.«

Sir James holte ein Tuch aus seiner Innentasche und wischte über das schweißnasse Gesicht. »So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht«, murmelte er. »Aber wie kann das geschehen sein?«

»Ich weiß es nicht.«

Sir James hatte schon zu einer sarkastischen Erwiderung angesetzt. Er verschluckte sie und schüttelte den Kopf. »Ausgerechnet jetzt, wo ich ihn so dringend brauche.«

»Ein neuer Fall, Sir?«

»Natürlich.«

»Und worum geht es?«

Der Superintendent winkte ab. »Ich weiß es selbst nicht genau. Ich habe nur von höchster Stelle den Befehl bekommen, mich um diese Sache zu kümmern.«

»Dann müssen wir es verschieben.«

»Nein.«

Selbst Suko zuckte zusammen, als er das harte Wort vernahm. »Ohne John Sinclair, Sir?«

»Ja, auch ohne ihn.« Die Augen hinter den Gläsern funkelten. »Sie scheinen mich nicht verstanden zu haben, Suko. Ich sagte von höchster Stelle. Und da gibt es kein Zurück oder Ablehnen.«

»Auf Ministerebene?«

»Richtig.«

Da wußte der Chinese Bescheid. Es gab kein Ablehnen mehr. Wenn die Pflicht rief, mußten persönliche Dinge hintenanstehen und waren sie auch noch so wichtig.

Der Inspektor ballte die Hände. Er hob seinen Blick und schaute den Superintendenten an.

Sir James hatte die Lippen aufeinander gepreßt. Auch er fühlte sich unwohl, daß er so reagieren mußte, aber er konnte nicht anders, er mußte der Pflicht folgen.

»Da ist leider nichts zu machen«, erklärte er. »Tut mir wirklich leid. Ich würde gerne...« Mehr sagte er nicht, denn er hatte seinem Mitarbeiter eigentlich schon zuviel preisgegeben.

»Also keine Chance für uns?« fragte Suko.

»Nein. Im Augenblick nicht für uns und vielleicht auch nicht für

John!« Sir James war Realist.

»Und was machen wir nun?« fragte Suko. »Es müßte doch eine Chance geben. Wir versuchen herauszufinden, wo sich John vielleicht herumgetrieben haben könnte.«

»Dazu bleibt uns nicht die Zeit.«

»Es dauert ja nicht lange, Sir. Ich denke da an den letzten Abend.«

»Waren Sie denn zusammen?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Aber John wollte weg. Und zwar allein. Er hatte vor, irgendwo eine Kleinigkeit zu essen.«

»Wie hieß das Lokal?«

»Das weiß ich auch nicht«, erwiderte Suko zerknirscht.

Sir James schob ein Faltenmuster auf seine Stirn. »Wenn das so ist«, sagte er. »Dann können wir leider nichts machen. Hat er Ihnen auch nicht gesagt, wo er essen wollte?«

Suko wiegte den Kopf. »Zum Teil schon. Er wollte auf jeden Fall ein neues Lokal ausprobieren, das erst vor wenigen Tagen eröffnet hat. Obwohl London groß ist, eröffnen trotzdem nicht so viele Lokale, daß man nicht herausfinden könnte...«

Sir James hob beide Hände und unterbrach durch diese Gestik Sukos Ausführungen. »So haben wir nicht gewettet«, sagte er. »Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, aber das kann ich nicht gestatten. Dieser andere Fall hat Vorrang.«

»Wenn wir ihn nur um einen halben Tag verschieben...«

»Es geht nicht.«

Suko atmete tief ein. Die nächste Frage wollte ihm kaum über die Lippen kommen. Er mußte zuvor tief Luft holen, bevor er sie stellen konnte. »Ich könnte ja Urlaub nehmen, Sir. Schließlich habe ich genug, dann wäre ich in der Lage...«

»Was?« Das eine Wort glich schon fast einem Schrei. »Sie wollen

Urlaub nehmen? Das ist doch nicht möglich. Um Himmels willen, wie denken Sie sich das?«

»John ist mir sehr wichtig.«

»Mir auch, verdammt. Dennoch müssen wir beide uns der Pflicht beugen. So hart es auch sein mag.« Der Superintendent beugte sich vor.

»Und Ihren letzten Satz will ich überhört haben. Ich vergesse ihn. Alles klar?«

»Ja, Sir.«

Das Telefon schlug an. Nicht Suko hob ab, sondern Sir James. Er hörte zu und erklärte, daß sie sich bereits auf dem Weg befanden. Dann legte er auf.

»Man wartet auf uns.«

»Wer?«

»Das werden Sie schon sehen.« Abermals wischte Sir James über seine schweißnasse Stirn. Die Tropfen bildeten innerhalb des Tuchs einen dicken nassen Fleck.

»Der Fahrer ist unten. Kommen Sie.« Sir James stand auf. Suko folgte ihm. Er merkte, daß seine Beine in Höhe der Knie leicht zitterten. Es war die Angst um John Sinclair...

Obwohl der schwere Wagen mit einer Klimaanlage ausgerüstet war, schwitzte Suko weiter. Selten in der letzten Zeit hatte er sich so mies gefühlt. Die Sorge um seinen Partner, der auch gleichzeitig sein bester Freund war, fraß ihn fast auf. Suko schaute aus dem Fenster, sah die lichtüberfluteten vorbeihuschenden Häuserfassaden und sah sie trotzdem nicht, denn seine Gedanken irrten ab.

Immer wieder dachte er an John.

Um ihn zu entführen — und um eine Entführung handelte es sich seiner Ansicht nach — mußte schon ein starker Gegner kommen. Wer das war, da konnte Suko nur mehr raten. Da kam der Teufel in Frage,

der sich stets neue Tricks ausdachte, aber auch die alte Atlantis-Magie mußte er in das Spiel mit einbeziehen.

Vielleicht auch Aibon...

Oder sogar ein neuer, völlig unbekannter Dämon, über den man keinen Bescheid wußte. Wie dem auch war, es hatte den Geisterjäger voll erwischt.

Sir James mußte ähnlich denken wie Suko. Seit die beiden Männer in den Fond des Wagens gestiegen waren, hatte niemand von ihnen ein Wort gesprochen. Man saß da und starrte ins Leere. Der Inspektor kannte den Superintendenten schon ziemlich lange. Er wußte genau, daß hinter der rauhen Schale ein weicher Kern steckte und sich Sir James ebensolche Sorgen um seinen Mitarbeiter John Sinclair machte wie Suko.

Er sagte nur nichts.

Vielleicht war das sogar besser.

Sie fuhren in die City of London. Der Fahrer hatte das Ziel schon vorher genannt bekommen, aber Suko hatte nicht zugehört, weil er mit seinen Gedanken zu weit fort war.

Auch in London gibt es ein Viertel, wo sich die Konzerne etabliert haben. In den Hochhäusern befanden sich ihre Büros, die Filialen und Niederlassungen. Nicht nur englische Konzerne hatten dort ihren Sitz gefunden, auch internationale.

Zwischen der Bank of England und dem London Wall befand sich auf halber Strecke die Colman Street. In sie bog der Fahrer ein, um wenig später mit der Geschwindigkeit herabzugehen, denn eine Einfahrt schluckte den Dienstwagen.

Suko hatte mitbekommen, daß diese Einfahrt ein altes Gebäude teilte und auf einen Hof führte.

Dort stoppten sie.

Der Hof war als Parkplatz umfunktioniert worden. Die Wagen, die hier standen, gehörten der obersten Preisklasse an. Als Suko

ausgestiegen war und einen Blick auf die Rückfront des Gebäudes warf, wunderte er sich, denn ein Teil bestand aus Glas. Es war der breite protzige Eingang, zu dem auch eine Pförtnerloge gehörte.

Sir James hatte es ziemlich eilig. Wahrscheinlich wollte er ebenfalls in die kühle Halle gelangen, wo eine Klimaanlage für eine angenehme Temperatur sorgte.

Der Portier kam aus seiner Loge, grüßte fast militärisch stramm und erkundigte sich nach den Namen der beiden Besucher. Kaum hatte Sir James den seinen genannt, eilte der Mann in seine Loge zurück und wurde noch überschwenglicher. Er bat die beiden Besucher, in einem der Sessel Platz zu nehmen, es würde zudem nicht länger als zwei Minuten dauern.

Suko und Sir James setzten sich.

»Ist es bei Ihrem Entschluß geblieben?« fragte der Inspektor.

»Natürlich.«

»Nun ja, da kann man wohl nichts machen.« Suko schaute sich um. Er wußte bisher noch nicht, wo er eigentlich gelandet war, bis er die Firmenbezeichnung an einer der mit Marmor verkleideten Wände entdeckte. Die Buchstaben bestanden aus einer Silberlegierung. AARON STEEL INCORPORATED. Mehr las er nicht.

Aber das reichte, denn Suko wußte etwas mit dem Namen Steel anzufangen.

Dieser Mann gehörte zu den Wirtschaftsbossen der Insel. Er hieß nicht nur Steel, man sagte ihm auch nach, so hart wie Stahl zu sein. Nur produzierte er keinen Stahl, sondern galt als Kaufmann. Er verkaufte den bearbeiteten Stahl und dabei einiges in Form von Waffen. Allerdings nicht auf dem Schwarzmarkt, sondern offiziell genehmigt. Welche Geschäfte er sonst noch tätigte, wußte wohl keiner außer ihm zu sagen. Jedenfalls besaß er einen ungeheuer großen Einfluß, der bis hinauf in die höchsten Stellen der Regierung reichte, wie Suko schon durch Sir James Reaktion bemerkt hatte.

Die große Halle war wirklich angenehm kühl. Nicht nur die Klimaanlage trug dazu bei, auch die Marmorwände, die diese Kühle noch abstrahlten. Eine breite Treppe führte in die höheren Etagen. Es gab aber auch die entsprechenden Aufzüge.

Bei einem dieser Lifts öffnete sich die Tür. Eine dunkelhaarige Frau im schneeweißen Kostüm verließ den Aufzug, schaute sich um und knipste ihr bestes Lächeln an, als sie die beiden Besucher entdeckte.

»Sir James, wenn ich fragen darf.«

»Ja.«

»Mr. Steel erwartet Sie bereits.« Für Suko hatte die Dame nicht mal ein Lächeln übrig.

Sir James und der Inspektor standen auf. Mit dem Lift fuhren sie in die vierte Etage. Die Frau zwischen ihnen verbreitete einen frischen Reklamegeruch. An ihr schien die Kosmetikbranche eine Menge zu verdienen. Das Lächeln blieb auch auf ihrem Gesicht, als sie den Lift verlassen hatten und einen steril wirkenden Gang durchschritten, der zum Allerheiligsten des Chefs führte.

Der Teppichboden zeigte eine leicht rötliche Farbe, die an einigen Stellen einen Stich ins Gelbe bekommen hatte. Die Türen der Büros bestanden aus edlen Hölzern und waren auch gut isoliert worden, denn keine Geräusche drangen aus den Räumen in den Flur. Die zweitletzte Tür auf der linken Seite wurde geöffnet. Das Zimmer war groß, aber nichts im Gegensatz zu dem Raum, in dem der Industrielle residierte.

Auch hier Marmor, Stahl, Chrom und schwarzes Leder, das noch neu roch.

»Sir James und sein Begleiter, Mr. Steel«, sagte die Frau. »Ganz wie Sie gewünscht haben.«

»Schon gut, Iris, den Rest erledige ich.«

Der Mann hatte gesprochen und war nicht zu sehen gewesen.

Wenigstens nicht auf den ersten Blick. Suko und Sir James mußten schon sehr genau schauen, um den Mann zu erkennen. Er saß hinter seinem wuchtigen Schreibtisch, und als er jetzt aufstand, wurde er kaum größer.

Der mächtige Aaron Steel war ein kleiner Mensch. Dazu noch verwachsen, denn er besaß einen leichten Buckel. Als er um den großen Schreibtisch herumging, sahen Suko und Sir James, daß der Mann hinkte.

Suko und Sir James hatten Zeit genug, ihn zu betrachten. Steel trug einen dunkelgrauen Anzug, auch die Krawatte war dunkel, nur das Hemd schimmerte weiß. Steel ging wohl nie in die Sonne. Deshalb wirkte sein Gesicht auch so bleich. Es war ziemlich lang, die Züge verkniffen, der Mund bildete einen Strich, und die Augen waren zu Spalten zusammengekniffen, aus denen ein lauernder Blick hervorstach.

»Sir James, ich begrüße Sie«, sagte er und reichte dem Superintendenten die Hand. Er mußte zu ihm hochschauen, obwohl Sir James nicht gerade riesig wirkte.

Der Händedruck dauerte etwas länger als gewöhnlich. Sir James und der Industrielle schienen sich zu kennen. Als sie ihre Hände voneinander lösten, schaute Steel auf Suko.

Er begüßte ihn nicht, sondern stellte eine provozierende Frage. »Und das ist Ihr bester Mann?«

»Ja.«

»Wußte gar nicht, daß es ein Chinese ist?«

»Haben Sie etwas gegen Ausländer?« fragte Suko. Ihm kam dieser Kerl vor wie ein letztes Relikt aus frühkapitalistischer Zeit. Wahrscheinlich war es kein Vergnügen, mit ihm zu arbeiten.

»Nein, ich habe nichts gegen Ausländer und Farbige. Sie sind gute Arbeitskräfte, Mister.«

»Ich glaube, daß wir dieses gesellschaftspolitische Thema doch

lassen sollten und zum Kern unseres Besuches kommen«, erklärte Sir James und lächelte.

»Sicher. Nehmen Sie Platz.« Steel deutete auf die schwarze Ledergarnitur. »Was kann ich Ihnen bringen lassen?«

Sir James lehnte ab. Auch Suko wollte nichts trinken. Von diesem Kerl nicht.

Zudem dachte er daran, daß er wegen solch einer Person die Suche nach seinem besten Freund John Sinclair hatte aufgeben müssen. Das wollte ihm einfach nicht in den Sinn.

»Dann eben nicht«, erklärte Aaron Steel und ließ sich ebenfalls nieder. Er verschwand fast in der schwarzen Ledermasse. Sein Kopf schaute aus dem Kragen hervor wie der kranke Schädel eines Geiers. Auf dem Tisch stand ein Silberkasten. Steel öffnete den Deckel und holte eine Zigarette hervor, die er anzündete. Der Rauch roch nach Orienttabak.

»Ja«, begann der Industrielle. »Ich habe mir Ihre Hilfe ausgebeten, weil es sich um einen Fall dreht, wo die normale Polizei wohl nicht weiter weiß, und ich auch schon von einem Mann namens John Sinclair hörte, der so große Erfolge errungen hat.«

»Augenblick«, mischte sich Sir James ein. »Damit wir uns richtig verstehen. Der Mann an meiner Seite ist Inspektor Suko.«

»Weshalb nicht Sinclair?«

»Er ist verhindert«, sagte Suko.

»Sie habe ich nicht gefragt.«

»Wenn Sie das Gespräch in diesem Ton führen wollen, werden wir gehen«, erklärte Sir James freundlich, aber bestimmt. »Da können Sie versuchen, was Sie wollen...«

Mit der Hand, in der er die Zigarette hielt, winkte der Industrielle ab. Daß dabei Asche auf den Boden fiel, störte ihn nicht. Er sog noch einmal an dem Lungenstäbchen und schleuderte es danach in den Kristallascher.

»Um Ihnen den Fall begreiflich zu machen, muß ich ein wenig weiter ausholen. Sie wissen, womit ich mein Geld verdiene?«

»Ja«, sagte Sir James.

Ein kaltes Grinsen zeichnete das Gesicht des Mannes.

»Ja, ich mache Geschäfte und kann behaupten, daß ich mich in den letzten dreißig Jahren an die Spitze geschuftet habe.«

Bestimmt auf Kosten zahlreicher Menschen, dachte Suko, der Typen wie Steel nicht mochte. Er hatte nichts gegen Unternehmer, nur sollten die nicht vergessen, daß auch die Mitarbeiter zu deren persönlichem Erfolg beigetragen hatten. Daß es auch andere gab, wie dieses Überbleibsel aus frühkapitalistischer Zeit, wußte Suko nur zu genau.

»Irgendwann«, so fuhr Steel fort, »hat der Mensch einen Punkt erreicht, wo er alles hat, sich alles kaufen kann und dennoch mehr will, weil er einfach nicht mehr aus seiner Haut heraus kann und zum Aussteiger nicht taugt. Da fragt er sich zwangsläufig, wie es weitergehen soll? Auch ich habe mich das gefragt und bin zu dem Entschluß gekommen, daß es auf dieser Welt noch so viele Dinge gibt, die es zu entdecken oder wiederzuentdecken gibt, daß ein Menschenleben nicht mehr ausreicht. Ich bin genau sechzig Jahre alt, habe den Großteil meines Lebens hinter mich gebracht und muß mich deshalb auf das Wesentliche konzentrieren. Vor einigen Monaten las ich einen Bericht, der sich mit alten Zauberkünsten beschäftigt. Ein Gebiet, über das die meisten Menschen lachen und das längst vergessen ist. Mich faszinierte es, vor allen Dingen deshalb, weil diese Zauberkünste gewissermaßen vor der Haustür lagen. Da sage ich nur ein Wort: Druiden!«

Suko und auch Sir James zeigten sich überrascht, denn damit hatten sie nicht gerechnet. Sukos Annahme war vor dieser Erklärung dahin gegangen, daß sich ein Mann wie Steel eher dem Teufel zuwenden würde, als der längst nicht erforschten und sehr im Dunkel der Zeiten

liegenden Druiden-Magie. Wie man sich doch täuschen konnte.

»Reden Sie weiter«, sagte Sir James.

»Mehr haben Sie nicht über das Thema zu sagen?« fragte Steel.

»Wir warten noch ab.«

»Dann sind Ihnen die Druiden bekannt?«

»Sicher.«

Der Industrielle lehnte sich zurück. »All right«, sagte er, »die Druiden faszinierten mich. Wäre ich schon einmal auf der Welt gewesen, dann, so glaube ich, als Druiden-Priester. Selten in den letzten Jahren hatte mich so etwas in den Bann geschlagen wie die Geschichte der Druiden, wobei ich nach intensivem Forschen über einen Begriff stolperte, der mir völlig neu war. Dieser Begriff heißt Aibon!«

Bisher hatte Suko ziemlich locker im Sessel gehockt. Nun spannte er sich, denn über Aibon wußte auch er etwas. Zwar nicht viel, er kannte auch kaum Strukturen und Zusammenhänge, aber ihm war bekannt, daß dieses Land existierte.

In den nächsten Sekunden bewies der Industrielle, daß er ein scharfer Beobachter war, denn er hatte Sukos Reaktion bemerkt. »Der Begriff scheint Ihnen nicht unbekannt zu sein, Inspektor.«

»Ist er auch nicht.«

»Und was halten Sie davon?«

Suko streckte den Arm aus. »Es ist Ihr Bier, Mr. Steel. Sie wollten berichten.«

»Ja, natürlich. Ich las also etwas über Aibon. Es war nicht viel, aber ich wußte, das es im Reich der Druiden eine wichtige Rolle gespielt haben muß. Und ich wollte einen Weg finden, um mehr über Aibon zu erfahren. Sie können sich nicht vorstellen, wie ich geforscht habe. Ich habe mir Bücher kommen lassen, sie durchgewälzt, ich habe mit Historikern und Mystikern gesprochen, aber keiner konnte mir einen Hinweis geben, bis ich eines Tages

doch fündig wurde. Zwar hatte dies mit Aibon nichts Direktes zu tun, aber es war für mich trotzdem sehr wichtig, da es vielleicht den Schlüssel zu diesem Begriff und dessen Lösung in der Hand hielt.«

»Wie sah dieser Schlüssel aus?« fragte Sir James.

»Das ist schwer zu sagen.« Aaron Steel lehnte sich zurück. »Der Schlüssel war ein Lageplan. Und dieser Plan wiederum wies auf einen geheimnisvollen Druidenschatz hin, der irgendwo an einer bestimmten Stelle vor langen Jahren vergraben worden sein sollte. Wo die Stelle war, wußte ich nicht. Der genaue Ort ging auch aus dem Plan nicht hervor, aber ich setzte meine Beziehungen und meine Rechner ein. Ich ließ die Lagekarte computermäßig auswerten, und dann trat etwas ein, mit dem ich kaum gerechnet hatte. Es zeichnete sich ein Erfolg ab.«

Steel unterbrach sich und hustete trocken. »Ich wußte plötzlich genau, wo ich den Schatz suchen mußte und finden konnte.«

»Und wo war das?«

Der Mann ließ ein meckerndes Lachen hören. »In Irland, mehr sage ich noch nicht, denn die Geschichte geht weiter. Bisher besteht kein Grund für Sie, einzugreifen.« Er räusperte sich. »Als ich nun Bescheid wußte, wo der Schatz angeblich lag, ging ich daran, Männer auszusuchen, die ihn bargen. Ich brauchte zwei harte Typen. Es fiel mir leicht, denn ich habe die gewissen Beziehungen. Ich bezahlte die Männer gut, sie bekamen die eine Hälfte des Honorars, fünftausend Pfund als Vorschuß, und gingen nach Irland, um den Schatz zu bergen. Das liegt einige Tage zurück, aber nur einer ist normal wieder nach London gekommen, der andere nicht.«

»Wieso?« fragte Suko. »Hat man ihn umgebracht?«

»So kann man es auch sehen.« Aaron Steel beugte sich vor und streckte seine Hand über den Tisch. Die Finger umfaßten ein Tongefäß, das neben dem Aschenbecher stand.

Es sah aus wie eine kleine Vase mit Deckel. Man konnte es auch als

Urne ansehen...

Aaron Steel hielt das Gefäß fest. Er hatte seine Hand gestreckt, damit ein Finger noch auf dem Deckel lag und dieser nicht nach unten fallen konnte.

Sir James und Suko sahen das kalte Lächeln auf dem Gesicht des Industriellen. Wie festgefroren wirkte es, und blieb es auch, als er den Deckel abhob.

Blitzschnell kippt er die »Vase« um.

Güngrauer Staub wehte über den Glastisch oder blieb darauf liegen. Steel kippte weiter, während er dabei einen zynischen Kommentar abgab. »Was Sie hier sehen, Gentlemen, ist das einzige, was von einem Mann namens Jack Voring zurückblieb...«

Suko und Sir James schauten den kleinen Staubfahnen nach, die über den Tisch wehten. Sie waren beide geschockt und gleichzeitig auch entsetzt. Damit hatten sie nicht gerechnet.

Grüner Staub.

Asche...

Es war schwer, überhaupt zu begreifen, daß sie einmal ein Mensch gewesen war. Ein Mensch aus Fleisch und Blut, von dem nur so ein Rest zurückgeblieben war. Ein unnatürlicher Rest, wie Suko zugeben mußte. Er kannte die Asche eines Toten. Sie besaß eine bestimmte Farbe, zumeist ein helleres Grau, aber kein Grün, wie es hier der Fall war. Daß sie so schimmerte, mußte einen besonderen Grund haben.

»Nun?« fragte Aaron und setzte ein Lachen hinterher. »Ist das ein Fall für Sie?«

Da Sir James keine Antwort gab, fühlte sich Suko berufen, eine Erwiderung zu geben. »Ich weiß nicht so recht. Man hat diesen Mann verbrannt, wenn alles so stimmt, wie Sie berichtet haben, aber ich sehe nicht ein, weshalb wir hier eingreifen sollen!«

Die käsiges Gesichtsfarbe des Industriellen wechselte. Sie nahm einen Ton an, und auf den mageren Wangen tanzten Flecken, die auf eine nervöse Hektik hindeuteten. »Kein Fall für Sie? Da bin ich, verdammt noch mal, anderer Ansicht. Sie hätten sehen sollen, wie der Mann ums Leben gekommen ist.«

»Waren Sie dabei?« fragte Sir James. Er stand auf Sukos Seite, das war seiner Stimmlage zu entnehmen.

Steel schüttelte den Kopf. »Ich nicht, nein, ganz bestimmt nicht. Das kann ich Ihnen sagen. Aber ich habe einen Zeugen. Gedulden Sie sich einen Moment, dann bekommen Sie sogar einen mündlichen Bericht von diesen unerklärlichen Vorgängen.« Er griff unter den Tisch und bewegte seine Hand dorthin, wo eines der Beine stand. Dort mußte sich ein Kontakt befinden, den er drückte.

Suko und Sir James vernahmen kein akustisches Signal, der andere wohl, denn sehr schnell wurde die Tür zum Vorzimmer geöffnet. Nicht die Frau im weißen Sommerkostüm erschien, sondern ein dunkelhaariger Mann, der eine dünne Lederjacke trug, sehr kräftig war, ein gebräuntes Gesicht und schwarzes Haar besaß. Er machte voll und ganz den Eindruck eines Machos, vergleichbar ungefähr mit Sylvester Stallone...

»Kommen Sie näher, Voring«, sagte Steel, während sich hinter dem Eintretenen die Tür automatisch schloß.

Der Söldner gehorchte. Langsam schlenderte er heran. Er schaute auf den Staub und hörte die Worte seines Chefs. »Die Herren hier wollen nicht glauben, daß dies die Reste Ihres Partners sind. Ich finde, daß es an der Zeit ist, sie aufzuklären.«

Voring schaute erst Sir James, danach Suko an. Mit beiden schien er nicht einverstanden zu sein, denn seine Mundwinkel bogen sich verächtlich nach unten. »Es ist aber so.«

»Dürften wir Sie bitten, die Geschichte genau zu erzählen?« fragte Sir James.

»Meinetwegen!« Voring nahm Platz. Er hockte sich auf eine Sesselkante und zündete sich eine Zigarette an. Dann begann er zu berichten. Er versuchte, kalt und emotionslos zu sprechen, dennoch merkten Suko und sein Chef, daß es da etwas gab, das ihn störte. Er hatte den Schock noch immer nicht überwunden. Die Worte sollten ruhig und sachlich klingen, im Hintergrund schwang ein nicht zu unterdrückendes Zittern mit. Die Geschichte die er zu berichten hatte, klang so unglaublich, daß sie schon wieder wahr sein konnte.

Schon bald war Suko in den Bann der Erzählung gezogen worden, und all das wies eigentlich auf Aibon und seinen geheimnisvollen Druiden-Zauber hin. Nachdem Voring seine Rede beendet hatte, fragte Steel: »Sind Sie immer noch der Ansicht, daß die Geschichte mit dem geheimnisvollen Schatz nicht stimmt?«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Sir James, wobei er voraussetzte, daß ihm auch Suko zustimmte.

»Und Sie?« fragte Steel.

»Ich werde mich wohl darum kümmern.«

Der Industrielle verzog die Lippen. »So habe ich es auch gewollt, Sie werden Ihrem John Sinclair alles berichten?« wandte er sich an den Superintendenten.

»Wenn er da ist, ja.«

»Was soll das heißen? Ist er verschwunden?«

»Leider, aber das ist unser Problem. Wir werden uns jedenfalls um den Druiden-Zauber kümmern. Allerdings brauchten wir eine genaue Beschreibung des Ortes, wo dieser schreckliche Vorfall stattgefunden hat.« Sir James wollte sich erheben, merkte jedoch, daß Steel noch sitzenblieb und stand nicht auf.

Aaron Steel hatte noch etwas zu sagen. »Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Ihr Mann allein dahinfährt, Sir James?«

»Weshalb nicht?«

»Glauben Sie denn, daß er es schaffen könnte? Ich habe einen

Gasthof angemietet. Dort werde ich mich mit meiner Sekretärin und meinen Leuten aufhalten.«

Es paßte Sir James nicht. Er kniff für einen Moment die Lippen fest zusammen.

»Welchen Grund sollte das haben?« erkundigte er sich.

»Ich will sehen, wie dieser Chinese arbeitet. Und niemand kann mir verbieten, dort eine Wohnung oder Bleibe zu suchen, wo ich es will.«

»Das kann Ihnen auch keiner«, erwiderte Sir James ruhig. »Nur sollten Sie an die Gefahren denken, die dort lauern.«

»Ich liebe die Gefahr.«

»Wirklich?«

»Stünde ich sonst an der Spitze, Sir James? Meine Konkurrenten sind alles, nur keine Waisenknaben, und ich war es noch weniger, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Sehr gut sogar.«

Aaron Steel schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte, so daß die Asche in die Höhe stäubte. »Das wär's dann wohl. Wir werden uns in Irland sehen. Wenn Sie durch das Vorzimmer gehen, wird Ihnen meine Sekretärin das aushändigen, was Sie benötigen. Ich bedanke mich für Ihren Besuch, Gentlemen.«

Sir James und Suko waren entlassen.

Die Sekretärin stand auf, als die beiden Männer das Vorzimmer betraten. Sie hielt die Unterlagen bereits parat. Die einzelnen Informationsblätter steckten in einer Plastikhülle.

Suko nahm sie entgegen. »Dann werden wir uns ja wiedersehen, nicht wahr?«

»Es läßt sich wohl nicht vermeiden«, erklärte die Frau spitz.

Suko nickte. »Es gibt da ein Sprichwort, das heißt: Hochmut kommt vor dem Fall. Daran sollten Sie sich hin und wieder erinnern, Lady.« Danach nickte er ihr noch einmal zu und ging davon.

Auch Sir James hatte es eilig. Am Gesicht des Superintendenten las Suko ab, daß ihm dieser Besuch und vor allen Dingen die Behandlung durch den Mann nicht gepaßt hatte.

Der Portier begrüßte sehr höflich. Die Tür schwang automatisch zurück. Beide Männer traten wieder in die Hitze des Tages. Sie schlug über ihnen zusammen wie ein Tuch.

Der Fahrer hatte die Fondtüren geöffnet. Sir James und Suko stiegen ein. Sanft fielen die Wagenschläge wieder zu. Zwischen den beiden Sitzreihen befand sich eine Trennscheibe aus abhörsicherem Glas. Langsam rollte der Wagen an. Erst als sie die Einfahrt hinter sich gelassen hatten, begann Sir James zu sprechen. Seine Stirn hatte sich in Falten gelegt. Ein Zeichen, daß in seinem Innern ein Gewitter tobte. Der Superintendent mußte sich schrecklich geärgert haben.

»Alles weißt auf Aibon hin.«

»Ja, Sir.«

»Es ist also ein Fall, der uns interessiert. Aber wir werden ja Hilfe bekommen, wie ich hörte, da scheint es wohl doch nicht zu dringend zu sein.«

Suko lächelte innerlich. Er ahnte etwas und fragte dennoch nach. »Was meinen Sie damit, Sir.«

»Ich denke an John.«

»Das tue ich ebenfalls, Sir.«

»Hatten Sie vorhin nicht eine Idee gehabt? Ich meine die mit den Restaurants. Man sollte sich wirklich die Zeit nehmen und einmal nachforschen, welche Gaststätten da in den letzten beiden Wochen eröffnet haben. Finden Sie nicht auch, Suko?«

Der Inspektor lachte befreiend auf. »Und ob ich das finde, Sir. Ich finde es sogar sehr gut...«

War ich tot?

Nein, sicherlich nicht. Es lag nur eine seltsame Reise hinter mir,

über die ich mir nicht im klaren war und die nun ihr Ende gefunden hatte. Aber wo lag das Ende? Vielleicht in der Dunkelheit, die mich umgab? Daß mit mir noch alles stimmte, merkte ich daran, daß ich denken und auch meine körperlichen Funktionen steuern konnte. Ich bewegte Arme, Beine, die Finger und war zufrieden, daß alles so hervorragend klappte. Eigentlich fehlte mir nichts mehr zu meinem Glück, bis auf eine große Kleinigkeit. Es war das Licht.

Die absolute Dunkelheit war zwar nichts Neues mehr für mich, dennoch schlug sie mir auf das Gemüt. Man konnte wirklich schwermütig werden, wenn man in einer Welt lebte, in der es kein Licht gab. Und ich befand mich in dieser Welt.

Die Druiden-Magie hatte mich überrascht. Ich war entführt worden und fragte mich nach dem Grund. Weshalb hatte man mich nicht kurzerhand getötet, wo ich nun schon am Boden lag. Alles wäre viel einfacher gewesen, aber nein, man hatte mich gepackt und mitgeschleift in irgendeine obskure Dunkelheit, in der ich nun lag. War es die Welt der Druiden?

Ich dachte an Aibon, aber eine Antwort gab mir die Umgebung nicht. Nach Aibon hatte ich schon hineinschauen können und einen ersten Eindruck von dem grünen Paradies bekommen. Es war ein Land, nach dem die Druiden strebten. Es lag im Nirgendwo und war trotzdem vorhanden. Ich hatte versucht, es näher zu bezeichnen. Dabei war auch mir der Ausdruck Paradies eingefallen. Ein Paradies für Druiden. Die Welt der Druiden, aus der sie stammten, wo sie aber nicht nur geboren wurden, sondern auch starben.

Das war Aibon...

Und es war nichts für Menschen. Eine Einbahnstraße, ohne Zurück, so wenigstens war ich informiert worden.

Befand ich mich jetzt in Aibon? Vielleicht in Aibon bei Nacht? Ich mußte lächeln, als mir dieser Gedanke kam, und ich war froh, daß ich noch lächeln konnte. So schlecht ging es mir also nicht. Was

nutzte die Philosophie, wenn ich mit der Realität nicht zurechtkam und sie nicht beeinflussen konnte. Im Klartext hieß dies: Ich mußte versuchen, der Finsternis zu entkommen.

Zunächst tastete ich mich ab. Beretta, Kreuz, sogar die magische Kreide trug ich bei mir. Niemand hatte daran gedacht, mir diese Dinge abzunehmen.

Schon ein Vorteil. Ich würde mich also wehren können und vielleicht auch müssen, wenn es hart auf hart kam. Mit dem Fuß stampfte ich auf. Zwar spürte ich unter der Sohle einen knallharten Belag, dennoch war der Boden weich. Vielleicht wuchs hier Gras. Ich bückte mich, tastete mit den Fingerspitzen nach, fand aber nichts, was auf Gras hingedeutet hätte. Höchstens Moos.

Auch meine kleine Lampe stand mir zur Verfügung. Ich zog sie hervor, knipste sie an und bekam einen Schreck.

Die Lampe gab kein Licht!

Die Batterie hatte ich erst vor einem Tag ausgewechselt. Sie konnte einfach nicht leer sein. Ich hob die Lampe an und schaute auf die Birne. Sie glühte auf, gab Licht, das aber sofort von der Finsternis verschluckt wurde.

Es lag also an der Umgebung!

Jetzt war mir einiges klar geworden. Diese Schwärze besaß keinen normalen Ursprung. Es war ein tiefes Dunkel, das das Licht regelrecht fraß oder es erst gar nicht zur Geltung kommen ließ, wie ich hier feststellen konnte.

Seltsam.

Wenigstens fand ich keine Erklärung.

Einige Schritte ging ich vor. Der weiche Boden federte unter meinen Füßen. Zwar hatte ich nicht das Gefühl, auf Gummi zu laufen, doch der Vergleich zu einem weichen Teppich lag auf der Hand. Ich ging in die Finsternis hinein. Die Arme hielt ich vorgestreckt, die Lampe hatte ich wieder verschwinden lassen, sie nutzte mir nichts,

und ich wartete darauf, gegen irgendeinen Widerstand zu stoßen, was aber nicht geschah, denn ich konnte weitergehen, ohne daß mich irgend etwas aufhielt. Eine absolute Dunkelheit war für mich zu einem Gefängnis geworden, wogegen ich nichts unternehmen konnte. Und das war schlimm.

Dabei dachte ich automatisch zurück. Ich erinnerte mich an die letzten Szenen in der normalen Welt. Im Waschraum hatte man mich überwältigt. Die Männer in Grau, die Hüter des Landes Aibon, waren gekommen und über mich hergefallen. Nur mit Schauern dachte ich daran und an meine Wehrlosigkeit. Selbst das Kreuz hatte es nicht geschafft, die anderen zu vertreiben. Sie waren dagewesen, hatten auf mich gelauert und mir bewiesen, wie stark sie waren.

Dabei hätten sie mich eigentlich töten können. Das war nicht geschehen, statt dessen hatte man mich davor gewarnt, einen bestimmten Fall zu übernehmen.

Und da kam ich nicht mit!

Die Kräfte des anderen Landes hätten es so einfach haben können. Was hätte es sie gekostet, mich zu töten? Kaum etwas, nicht mehr als ein leichtes Fingerschnippen. Dennoch lebte ich.

Oder wollte man mich in ein Gefängnis für die Ewigkeit stecken? Das konnte natürlich auch sein, denn ich wußte, daß Aibon ein Land war, aus dem es kein Zurück gab.

Höchstens für die Druiden oder deren Priester... Wenn ich näher darüber nachdachte, konnte ich schon Furcht bekommen. Hinzu mußte ich die Dunkelheit zählen und das völlige Alleinsein in der Schwärze.

Ich war depremiert, ich hatte das Gefühl des Alleinseins, der Leere, denn nichts war da, an dem ich mich aufrichten konnte. Wo sollte ich überhaupt noch Hilfe hernehmen?

Noch immer gab es nichts, das mich stoppte. Ich konnte weiter in die Dunkelheit hineingehen, bewegte die Finger, tastete in die

Schwärze, als wollte ich sie greifen und bekam doch nichts, woran ich mich hätte festklammern können.

Ich ging, ich schwebte gleichzeitig, ich atmete und kam mir doch vor wie lebendig begraben.

Aibon besaß eben viele Rätsel. Es war prall gefüllt damit, und ich glaubte einfach nicht daran, daß ich das Geheimnis dieses Landes lösen konnte. Es war nicht wie Atlantis, der versunkene Kontinent. Man konnte beide nicht miteinander vergleichen, und ich mußte auch daran denken, daß Aibon das Geheimnis des dunklen Grals besaß. Über ihn hatte ich sehr wenig herausbekommen.

Eigentlich war der Gral eine mit dem Blut Christi gefüllte Schale. So jedenfalls erzählte es die Legende. Dies jedoch mit Aibon in Zusammenhang zu bringen, wäre schon vermessen gewesen. Da kratzte und stieß ich wirklich an die fundamentalsten Dinge des Seins. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Vielleicht ein Gefühl der Angst oder der Ehrfurcht.

Alles änderte sich. Und dies schlagartig, denn ich vernahm irgendwo aus der Dunkelheit das geheimnisvolle Wispern einer Stimme. Eine bestimmte Richtung, aus der sie drang, war nicht festzustellen. Die Stimme war vorhanden, ich hörte sie, und ich erkannte, daß sie von einer Frau stammte.

»Ich begrüße dich, John Sinclair!«

Sofort stoppte ich meinen Schritt. In die Dunkelheit hinein lauschte ich, wollte feststellen, wie nahe oder wie weit die Sprecherin von mir weg war, das gelang nicht, denn in der Finsternis verzerrten sich die Geräusche, da klangen sie anders und täuschten die Menschen.

»Wer bist du?« fragte ich zurück.

»Hast du mich nicht erkannt?«

»Nein.«

»Ich bin deine Lebensretterin«, erklärte mir die Unbekannte.

Obwohl mich die Antwort überrascht hatte, ging ich nicht näher

darauf ein und sagte nur. »Das finde ich gut, daß du mir das Leben gerettet hast, ich bedanke mich auch dafür, aber ich weiß noch immer nicht, wen ich vor mir habe.«

»Erinnere dich...«

»Woran?«

»Hast du mich schon vergessen, John?«

»Möglich...«

»Das wäre aber nicht gut. Vielleicht sogar undankbar. Denke näher über mich nach.«

»Ich bin nicht in der Lage...«

Sogar atmen hörte ich sie. Dann mußte sie wirklich nicht weit von mir entfernt sein.

»Denk an London, an die grauenhaften apokalyptischen Visionen. An deine Reise in das Chaos, als die Angst über London...«

»Miriam di Carlo!«

»Sehr richtig, John. Ich sehe schon, du hast mich nicht vergessen.«

Ich lachte leise. »Wie könnte ich die Frau aus dem Gedächtnis verlieren, die für mich die einzige Verbindung zu dem geheimnisvollen Land Aibon darstellte und die selbst ein Teil dieses Landes ist.«

»Ja, das bin ich.«

»Und man hat dich geschickt, um mich zu erwarten?«

»Unter anderem, John Sinclair«, wisperte es mir entgegen. »Unter anderem. Ich bin tatsächlich dein Lebensretter, denn meine Freunde wollten dich vernichten. Sie waren wie in einem Rausch, sie verstanden es nicht, daß du ihren Wünschen nicht nachgekommen bist.«

»Konnte ich das?«

»In ihren Augen bestimmt!«

»Aber nicht in den meinen. Ich hatte einen Job zu erledigen. Eine Arbeit, die man nicht so ohne weiteres hinwerfen kann. Zudem wußte

ich nicht, worum es überhaupt ging. Man hatte mir nichts gesagt, man warnte mich nur vor einem neuen Fall, das ist alles.«

»Du hättest hören sollen!«

Ich lachte, obwohl es mir schwerfiel. »Wer einmal so tief in einer Sache steckt und seinen Beruf im Laufe der Zeit zur Berufung gemacht hat, der kann auf diese Warnungen nicht hören. Der steckt wie in einer Zwangsjacke, die sich aus Neugierde zusammensetzt. Das müßtest du, wo du doch auf der normalen Welt lange genug gelebt hast, eigentlich begreifen, oder liege ich da falsch?«

»Im Prinzip nicht. Wir haben uns kennengelernt unter Umständen, die man vergessen möchte. Wir sind damals allein durch das Chaos eines zerstörten Londons gegangen. [\[2\]](#) Ich als Medium habe gefühlt, daß sich etwas Schreckliches zusammenbraute. Ich empfang Warnungen, sah Asmodina am Himmel und konnte nichts tun. Daß es keine Realität war, damit habe ich nichts zu tun gehabt, aber ich merkte damals, daß ich nicht auf die Welt gehörte. Wir lernten uns kennen, und ich begann zu zweifeln, denn die gemeinsam erlebten Stunden der Gefahr schweißten uns zusammen. Dann erreichte mich der Ruf. Mein Blut meldete sich, und ich mußte feststellen, daß es nicht das normale Blut eines Menschen war. In meinen Adern floß der Lebenssaft der Druiden. Ich gehorchte dem Ruf, und ich ging zurück in das Land, das einmal meine Heimat gewesen ist, wobei ich zugeben muß, daß mir dies nicht einmal leicht fiel, denn ich vermißte vieles, auch dich, John Sinclair, das kannst du mir glauben.«

Ich lachte. »Mich?«

»Ja, ich hatte mich an dich gewöhnt. Du warst ein anderer Mensch, denn du hast Verständnis für mich und meine Probleme gehabt. Wußtest du das nicht?«

»Ich nahm es nicht einmal an.«

»Jetzt weißt du es. Und ich will dir noch etwas sagen. Auch in Aibon ist das Band zu dir nicht gerissen. Das habe ich wieder unter

Beweis gestellt, als ich dir das Leben rettete.«

»Wieso hast du es mir gerettet?«

»Die anderen wollten dich töten. Die Männer in Grau verstehen es nicht, wenn man sich ihren Befehlen nicht fügt. Es gibt für sie nur ein Entweder und Oder. Auf dich traf das Oder zu.«

»Und jetzt lebe ich.«

»Sicher. Freu dich darüber, denn es ist nicht normal. Sie hätten dich nach Aibon geschafft, und du wärst eingegangen in den Chor der Druiden-Geister, um für alle Zeiten ihr Sklave zu sein. Es ist schlimm, ich weiß es, aber es ist nicht zu ändern.«

Es kam mir nicht in den Sinn, über diese Worte zu lächeln. Wahrscheinlich hatte Miriam di Carlo mit ihren Reden recht gehabt. Aibon war gefährlich. Aibon vernichtete seine Gegner. Es konnte Paradies und Hölle sein. Dennoch war ich mir keiner Schuld bewußt, das sagte ich Miriam klar und deutlich.

»Sei froh, daß du nichts weißt«, erklärte sie.

»Ich will es aber wissen. Da du besser informiert bist, kannst du es mir sagen. Weshalb hätte ich den Fall ablehnen sollen?«

»Weil ich wollte, daß du am Leben bleibst.«

»Gut, dafür danke ich dir, aber es ist mir zu allgemein. Wer hätte mich töten sollen?«

»Jeder, der sich um dieses Problem kümmert, wird vernichtet, John Sinclair. So schreiben es die ehernen Gesetze des Landes nun einmal vor.«

»Und wo liegt das Problem?« wollte ich wissen. »Welchen Fall hätte ich nicht übernehmen sollen?«

»Es geht um den Druiden-Schatz!«

Ich schwieg, denn mir fiel momentan keine Antwort ein. Von einem Druiden-Schatz hatte ich bisher noch nichts gehört. Da konnte ich nachdenken, soviel ich wollte, dieser Begriff war einfach zu neu für mich. Und darum also hatte sich alles gedreht.

»Tut mir leid, ich kann damit nichts anfangen.«

»Das habe ich mir gedacht«, erklärte Miriam di Carlo. »Der Druiden-Schatz ist auch etwas Besonderes. Man sagt ihm nach, daß er der Schlüssel zu Aibon ist. Zudem befindet er sich gut vergraben in der normalen Welt. So war es jedenfalls bisher gewesen. Nun ist jemand gekommen, der den Schatz heben lassen will. Er kennt keine Rücksicht. Er pfeift auf die alten Gesetze, er sieht nur seinen Vorteil und nicht die Gefahr, die der Schatz auch für ihn birgt.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Ich kenne nur seinen Namen: Steel, Aaron Steel.«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

»Du hättest ihn auch erst kennengelernt, wenn du den Fall übernommen hättest. So aber wird es dir verwehrt bleiben. Außerdem ist Steel ein Todgeweihter. Andere Kräfte werden ihn und seine Helfer vernichten.«

»Da scheine ich noch einmal Glück gehabt zu haben«, erklärte ich.

»Wie man es nimmt.«

Ich wollte mehr über diesen geheimnisvollen Schatz wissen. Deshalb fragte ich nach seinem Ursprung und was es damit auf sich hatte.

»Ein Geheimnis umgibt ihn, und er stammte aus einer alten Druiden-Burg, die kurz nach eurer Zeitrechnung errichtet worden war. Gehört haben die Edelsteine und Perlen einer Druidin, der ersten Königin oder Herrscherin der Druiden. Sie hieß Chilea und hat es verstanden, zu einer Eichenkundigen zu werden. Dann herrschte sie, war mächtig und führte ihr Volk in den Reichtum. Andere wollten dies verhindern. Besonders die mächtigen Druiden-Priester. Sie versuchten nun, Chilea zu vernichten. Es kam zu harten Kämpfen, und Chilea verlor. Vielleicht weil sie eine Frau war. Jedenfalls waren die Druiden-Priester stärker. Sie nahmen sie gefangen, denn sie wußten genau, wie man ihr beikommen konnte.

Und sie wußten auch, daß sie ihren Schmuck so liebte. Aus diesem Grunde dachten sie sich ein besonderes Ende für sie aus. Sie sperrten sie noch lebend in eine Truhe, zusammen mit dem Schmuck. Danach vergruben sie die Truhe tief in der Erde. Chilea wollte nicht sterben. Sie schrie, sie bettelte, sie schwor allem ab. Als dies nichts nutzte, begann sie zu fluchen. Und sie stieß eine Verwünschung aus, die so grauenhaft war, daß es den Druiden angst und bange wurde. Plötzlich merkten sie, daß sie sich mit Chilea einen Fuchs in das Hühnerneß gelegt hatten, denn Chilea versprach, sollte sie je befreit werden, Aibon und alles, was mit diesem geheimnisvollen Land zusammenhing, zu verraten. Aus diesem Grunde hatten die Priester Angst vor ihr, und Chileas Fluch ist bis heute nicht vergessen. Wer die Truhe birgt, sie öffnet und Chilea dadurch möglicherweise zum Leben erweckt, setzt die Existenz des Landes Aibon aufs Spiel. Deshalb wollte man dich abhalten. Ein jeder Druide hat einen Schwur geleistet, daß er sein Leben dafür hergeben muß, damit das Geheimnis des Schatzes bewahrt bleibt. Jetzt kennst du die Tatsachen und die Wahrheit, John Sinclair.«

Das war wirklich eine Überraschung. Daß der Fall eine solche Wende nehmen würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte ganz andere Dinge vermutet, nur keinen Druiden-Schatz.

»Hat es dir die Sprache verschlagen, John Sinclair?« fragte mich Miriam di Carlo.

»Ein wenig schon«, gab ich zu, »wobei ich mich darüber wundere, daß man keine Sicherungen eingebaut hat.«

»Meinst du wirklich?«

»Du hast mir wenigstens nichts davon erzählt.«

»Soweit waren wir noch nicht. Natürlich hat man Sicherungen eingebaut. Um das geheimnisvolle Grab herum wurden andere Gräber ausgehoben. Chileas Getreue begrub man rund um ihre letzte Ruhestätte, so daß die Toten einen Kreis bildeten. Als man sie in die

Erde steckte, waren sie noch nicht tot. Sie sind erst später gestorben, doch ihre Seelen konnten nicht eingehen in das Paradies Aibon, nach dem jeder Druide strebt. Sie wurden praktisch geteilt. Zum einen als Schatten, zum anderen als lebende Skelette oder Zombies, wie du sagst. Und so bewachen sie den Schatz fast zwei Jahrtausende lang. Niemand hat es bisher geschafft, die Truhe zu heben und sie zu öffnen. Wer es versuchte, starb auf schreckliche Art und Weise. Du aber hättest es versuchen sollen, und du wärest auch gestorben, John Sinclair, weil es einfach keine Hilfe für dich gibt. Der Druiden-Zauber ist zu mächtig. Nur wollte ich nicht, daß du stirbst. Ich habe um dein Leben gebettelt, man hat mir den Gefallen getan und dich nicht getötet.«

»Und wo bin ich jetzt?« unterbrach ich die Frau.

»Nicht in Aibon, sondern an der Schwelle.«

»Komm ich hinein?«

»Nein, du wirst hierbleiben.«

»Wie lange?«

»Das kommt nicht auf mich an. Es müssen andere entscheiden, die mächtiger sind als ich. Jedenfalls kann es sein, daß man dich für alle Ewigkeiten verbannt.«

Reizende Aussichten. Ich spürte die Gänsehaut auf dem Rücken. Über mein Schicksal wollte ich nicht näher nachdenken, denn ich beschäftigte mich weiterhin mit dem Schatz. »Wenn ich ihn nicht suche, dann suchen ihn andere.«

»Das ist wahr, John, und die anderen werden vernichtet. Niemand kann ihnen helfen.«

»Muß das sein?«

»Die alten Gesetze schreiben es so vor. Auch ich kann sie nicht brechen oder ändern.«

»Aber es sind Menschen dabei.«

»Natürlich, John. Und ich werde dir noch etwas sagen, obwohl es

auch mir schwerfällt. Man soll die Augen nicht vor den Tatsachen verschließen. Vielleicht war es sogar ein Fehler von uns, dich aus dem Spiel zu halten, denn andere...« Miriam fiel es schwer, weiterzureden. Sie stockte.

»Was ist? Rede!«

»Dieser Aaron Steel hatte sich dich als Helfer ausgesucht. Du bist nicht mehr greifbar, also nahm er einen Ersatz...«

Ich verstand. Wahrscheinlich bin ich sogar bleich geworden, aber das war in der Dunkelheit nicht zu erkennen. »Sag bloß, daß es Suko gewesen ist.«

»So sieht es aus.«

Ich hatte keinen Grund, Miriam di Carlo nicht zu glauben. Die Druiden und deren Helfer hätten nicht all die Mühen auf sich zu nehmen brauchen, um mich zu entführen. Nun hatten sie mich nicht erwischen können, dafür meinen Kollegen Suko, der sicherlich für mich in die Bresche gesprungen war, ohne allerdings zu ahnen, auf was er sich da eingelassen hatte.

Miriam hatte von einer Chancenlosigkeit desjenigen gesprochen, der sich gegen die Druiden stellte. Selbst ich hätte es nicht geschafft, obwohl die entsprechenden Waffen vorhanden waren, denn so hilflos, wie es schien, war mein Kreuz nicht. Aber was sollte Suko gegen die Druiden anrichten? Eigentlich nichts.

»Du sagst nichts, John?«

»Nein.«

»Dann hast du dich damit abgefunden, daß dein Freund nicht überlebt?«

Ich lachte hart auf. »Tut mir leid, aber damit kann ich mich nicht abfinden.«

»Du mußt es, John. Ich bitte dich! Glaub mir, ich habe getan für dich, was ich konnte, mehr kann ich...«

»Dann tue es auch noch für Suko.«

»Das wird man mir nicht erlauben. Man ging auch nur auf meinen Vorschlag ein, weil ich lange genug unter den Menschen gelebt habe. Mehr ist nicht drin. Du mußt...«

»Ich muß gar nichts«, erklärte ich hart. Allmählich überkam mich der heilige Zorn. Ich dachte nicht daran, mich für alle Zeiten im Dunkel vor den Toren des Landes Aibon gefangenhalten zu lassen. Alles, was in meinen Kräften stand, würde ich versuchen, um diesem Grauen zu entkommen. »Nein, Miriam, du solltest mich kennen. Ich habe vor der Hölle nicht kapituliert und werde auch nicht vor Aibon...«

»Sei kein Narr!« Aus ihrer Stimme hörte ich das Bitten. Sie machte sich große Sorgen um mich.

»Vielleicht bin ich ein Narr, vielleicht auch nicht. Aber ich kann einfach nicht zurückstecken. Tut mir leid.«

»Dann muß ich dich verlassen.«

»Tu, was du nicht lassen kannst, aber sei gewiß, daß ich kämpfen werde. Es soll Aibon nicht gelingen, der Sieger zu sein. Für euch ist es möglicherweise ein Paradies, für mich nicht. Ich empfinde es deinen Worten nach als Hölle.«

»So kannst du nicht reden.«

»Doch.«

Ich hörte ihr schweres Seufzen. Es war ein Laut des Abschieds, denn sie sprach mich nicht mehr an, obwohl ich darauf wartete. Miriam di Carlo verschwand...

Ich stand wieder allein in der absoluten Finsternis und wußte nicht, wie ich reagieren sollte. Trotz der harten Worte, die ich Miriam entgegengeschleudert hatte, sah es in meinem Innern völlig anders aus. Mir war eher zum Heulen zumute. Ausweglosigkeit, ohne Hoffnung stand ich hier und war ein Gefangener einer Welt, von der die meisten Menschen noch nichts gehört hatten.

War es wirklich vorbei? Hatte ich tatsächlich keine Chance mehr? Noch einmal schaltete ich die Lampe an.

Wieder blieb es beim Versuch. Der helle Lichtfinger konnte nicht aus der Birne treten, er wurde sofort aufgesaugt. Waffen oder Möglichkeiten hätte man haben müssen, um dem Grauen zu entfliehen. Dabei dachte ich an mein Kreuz.

Es reagierte meist positiv in meinem Sinne. Nur bei der Druiden-Magie nicht. Da stellte es sich plötzlich um, nahm diesen grünen Schein an und schlug sich praktisch auf die andere Seite. Wie das möglich sein konnte, wußte ich nicht, aber ich wollte auch herausfinden, ob das gleiche geschah, wenn ich das Kreuz durch die entsprechenden Worte aktivierte. Vielleicht gab es da einen Unterschied. Wenn ich Entscheidungen traf, hatte ich zuvor nie sehr lange nachgedacht. Da war es manchmal besser, sich vom Gefühl leiten zu lassen, und das tat ich auch hier.

Ich streifte die Kette über den Kopf, ließ das Kreuz auf dem Handteller liegen und war überrascht, daß ich es sehen konnte. Seine Umrisse besaßen einen leicht grünlichen Schimmer. Zwar mußte ich sehr genau hinschauen, aber sie waren zu erkennen.

Es stand unter dem Bann der Druiden-Magie, davon mußte ich ausgehen. Zum Glück hatte es sich nicht verändert. Auch die Zeichen der Erzengel waren vorhanden, ebenfalls die der ägyptischen Mythologie und die heilige Silbe der Inder.

Alles normal.

Nur waren wahrscheinlich die im Innern des Kreuzes schlummernden Kräfte verändert worden.

Ich atmete tief ein. Die Luft besaß einen seltsamen Geschmack. Sie war klar, schmeckte nach Ozon, so jedenfalls hatte ich das Gefühl, und sie erfrischte.

War es Luft aus Aibon?

Ich hatte keine Ahnung, außerdem brauchte ich es nicht

herauszufinden. Wichtig war mein Kreuz und dessen Aktivierung.

Noch einmal schaute ich es mir genau an.

Nichts zeigte sich verändert...

Dann probierte ich es. Glatt und traumhaft sicher flössen die Worte über meine Lippen.

»Terra pestum teneto — Salus hic maneto...«

Kaum hatte ich den letzten Buchstaben gesprochen, als ich meinen Kopf senkte und das Kreuz noch genauer anschaute. Jetzt mußte sich doch etwas tun, aber es geschah nichts.

Das Kreuz blieb auf meinem Handteller. Ich stellte fest, daß es noch immer grünlich nachglühte und schüttelte den Kopf. Das ging nicht in mein Hirn, das war einfach zuviel.

Ich hatte mich auf mein Kreuz verlassen und auf das falsche Pferd gesetzt.

Eine Enttäuschung, die mich tief traf und die ich zunächst einmal überwinden mußte. Bisher hatte mich der wertvolle Talisman nie im Stich gelassen, nun war das eingetreten, was ich in meinem Innern schon immer befürchtet hatte.

Nutzte es etwas, wenn ich die Formel noch einmal sprach? Wahrscheinlich nicht. Jedenfalls...

Ich dachte nicht mehr weiter, denn meine gesprochene Formel zeigte Erfolg.

Etwas tat sich in der Finsternis.

Obwohl ich es nicht sah, konnte ich es dennoch spüren. Die Dunkelheit um mich herum veränderte sich. Es war schwer zu erklären. Hatte ich sie vorhin noch als weit und groß bezeichnen können, so zog sie sich nun zusammen. Ich erlebte ein nie gekanntes Phänomen. Die Finsternis nahm gewissermaßen eine Gestalt an. Sie war kompakt geworden und drängte immer stärker auf mich zu.

Sie kesselte mich ein!

Mein Herz raste, der Pulsschlag war ebenfalls nicht mehr

aufzuhalten, und mir schwindelte. Alles drehte sich vor meinen Augen. Ich hatte das Gefühl, Mittelpunkt einer Spirale zu sein, die sich von Sekunde zu Sekunde schneller bewegte und mich mitriß.

Ja, plötzlich hob ich ab.

Es war wie fliegen, vielleicht eine Idee schöner oder interessanter. Ich schwebte im Raum, ob ein Vakuum oder nicht, das spielte keine Rolle. Die andere Kraft hielt mich umklammert, und auch die Finsternis riß vor meinen weitgeöffneten Augen auf.

Zunächst sah ich in der Ferne einen Streifen. Er war nicht viel heller als die Dunkelheit, weil er grünlich schimmerte, zudem nicht hell war, sondern ebenfalls dunkel.

Er lag an einem fernen Horizont und erweiterte diesen allmählich in der Höhe, so daß ich immer mehr von dem erkennen konnte, was allmählich auf mich zuschwebte.

Ein Land, eine Welt, vielleicht schon ein anderes Reich. Sollte mein Kreuz mir etwa durch den Aktivierungsspruch den Weg zu Aibon hin geöffnet haben? Das wäre natürlich ideal gewesen oder auch nicht, denn aus Aibon gab es keine Rückkehr.

Ich hatte es schon erlebt, als Miriam di Carlo ihre Reise nach ›drüben‹ antrat.[\[3\]](#)

Als ich meinen Blick senkte und das Kreuz auf dem Handteller anschaute, stellte ich fest, daß sein Glühen zugenommen hatte. Zwar noch nicht so stark, wie ich es manchmal gewohnt war und auch nicht im Silberschein, sondern in einem grünlichen Ton, aber es war vorhanden, und ich spürte auch das leichte Vibrieren auf meiner Haut. Das Kreuz meldete sich. Es überbrachte mir eine Botschaft, und die Dunkelheit riß schlagartig.

Das überraschte mich.

Plötzlich stand ich im Hellen. Wenigstens kam mir das Licht, das mich umgab, hell vor. Wenn ich es mit dem vergleichen sollte, was mir von der Erde her bekannt war, konnte ich durchaus den Begriff

Dämmerung gebrauchen. Die Dunkelheit also hatte mich ausgespien und in die Dämmerung hinein. In welche Welt?

Etwa nach Aibon hin?

Ich wollte daran nicht glauben und schaute mich zunächst einmal um. Die Druiden haben Aibon als das letzte grüne Paradies bezeichnet. Demgemäß hätte das Land oder die Gegend, in der ich mich aufhielt, den Vergleich mit

Aibon standhalten können, denn mich rahmten grüne Hügel ein. Ich sah Wälder, Seen, nur keine Häuser und über meinem Kopf spannte sich ein weiter Himmel, der eine graublaue Farbe angenommen hatte. Daß ich alles so gut erkennen konnte, hatte seinen Grund, denn ich stand auf einer der zahlreichen runden Hügelkuppen, die mir einen Blick über die anderen Erhebungen gestattete und auch hinein in weite Täler, die mehr an große Schüsseln oder Senken erinnerten. Reine Luft atmete ich, und ich machte mich auf den Weg ins Tal. Mir fiel auf, wie dicht und saftig das Gras war. Ich hatte das Gefühl, über einen Teppich zu laufen. Zeit war relativ geworden, und so ging ich einfach weiter.

Vielleicht war eine Stunde vergangen, vielleicht auch zwei. Jedenfalls erreichte ich einen kleinen Wald und eine Senke, die hinter den Wald lag, wie ich erst später feststellte.

Bisher war ich von einer fast heiligen Ruhe umgeben worden, das änderte sich nun, denn jenseits des Waldes vernahm ich Stimmen. Was diese Personen sprachen, war für mich nicht zu verstehen, jedenfalls redeten sie miteinander, und ich sah auch wenig später durch das Grün der Bäume den flackernden Schein eines Feuers.

Sehr vorsichtig wurde ich, duckte mich und tauchte in den Wald ein, wobei ich achtgab, daß die niedrig wachsenden Zweige der Bäume nicht in mein Gesicht peitschten.

Farnkraut und Unterholz wollte meinen Weg versperren. Das Farnkraut konnte ich zur Seite schieben. Beim Unterholz fiel es mir

schwerer, denn es lag überall verteilt, und es knackte, wenn ich es mit meinem Gewicht belastete.

Bei jedem Laut zuckte ich zusammen, denn ich fürchtete, daß die andern mich hören konnten.

Nachdem ich mich einige Minuten völlig ruhig verhalten hatte, ging ich weiter.

Der Wald war dicht. Ein regelrechtes Geflecht aus Zweigen, Unterholz und alten Bäumen, deren Äste wie Arme zusammenschlangen, so daß sich ein regelrechter Urwald gebildet hatte. Manche Bäume lagen auch quer. Wind und Wetter mußten sie umgerissen haben, so daß sie jetzt Hindernisse bildeten.

Ich kletterte über sie hinweg. Auf den Stämmen hatte sich eine grüne Schicht gebildet, die mich an Schleim erinnerte, wenn ich hineinfafte. So feucht und glitschig war das Zeug.

Und weiter kämpfte ich mich durch das dicht wachsende Farnkraut, durch ein Wirrwarr aus Zweigen und lianenartigen Gewächsen, bis ich einen kaum zu erkennenden Pfad erreichte, den das hier lebende Wild wohl irgendwann einmal geschaffen haben mußte, denn wie von Menschenhand entworfen sah er mir nicht aus.

Die Stimmen blieben. Ihr Schall wies mir den Weg. Durch das Geäst der Bäume fiel nur wenig Licht. Wenn ich den Erdboden sah, glich er mehr einem schattigen Teppich. Dieser Wald kam mir ähnlich vor wie der, den ich kennengelernt hatte, als die Oberhexe Wikka nach einem Druidenstein suchte, der ihr die Kraft gab, das Aussehen wieder zu verändern.

Nun, Wikka war so häßlich gestorben, sie hatte es nicht geschafft. Ich aber lebte und bewegte mich weiter.

Auf einmal vernahm ich Schreie. Es waren keine Rufe der Freude, eher der Wut und der Rache. Dazwischen vernahm ich ein böses Lachen. Die Geräusche waren lauter geworden, und ich setzte jetzt einfach alles auf eine Karte, wobei ich mich so rasch bewegte, wie

die natürlichen Gegebenheiten des Waldes es zuließen.

Da die Stimmen der jenseits des Waldes hockenden Menschen alle anderen Geräusche übertönten, würde man mich kaum hören können. Zweimal überkletterte ich Baumstämme und erkannte, daß sich der Wald vor mir lichtete. Ich hatte seinen Rand erreicht. Sehr vorsichtig wurde ich, duckte mich, ging eine wenig auf Hände und Knie nieder und schob mich so durch das Unterholz. Die Ränder der Farne streichelten mein Gesicht wie lange Spinnenbeine. Ich spürte innerlich, daß die Zeit der Leere und des Nichtwissens vorbei sein würde.

Eine Entscheidung stand dicht bevor.

Hinter einem großen Farnbusch fand ich Deckung. Die langen Blätter fielen nach links und rechts weg, so daß ich durch deren Mitte schauen konnte und mein Blick auf die Menschen fiel, deren Stimme ich bisher gehört hatte.

Es war ein seltsames Bild.

Ungefähr zwei Dutzend Personen zählte ich. Sie waren wundersam gekleidet. Die meisten von ihnen trugen herbe Umhänge aus grobem Stoff, der stets einen grünlichen Schimmer besaß. Auch waren die Männer bewaffnet. Pfeile und Bögen entdeckte ich ebenso wie schwere Steinkeulen.

Ein Mann jedoch fiel aus dem Rahmen.

Er trug ein langes weißes Gewand, das wie ein Schleier über den Boden wehte. Auch das Haar der Gestalt war lang, zudem schlohweiß. Das Gesicht grau, faltig und eingekerbt.

Mich traf fast der Schlag, denn ich kannte den Mann. Es war Guywano!

Auf diese Entscheidung seines Chefs hatte Inspektor Suko nur gehofft. Und er nahm sofort all das in Angriff, was er sich vorgenommen hatte. Es ging um John Sinclair, vielleicht um dessen

Existenz, da war ihm kein Weg zu weit und zu beschwerlich.

Diesmal brauchte er nicht weit zu gehen. Es kostete ihn nur einige Telefongespräche. Auch in England ist das Leben geordnet. Wenn jemand ein Geschäft eröffnet — sei es nun ein Lokal oder eine Sauna — dann muß er dieses Gewerbe anmelden. Und dafür gibt es ein Amt, mit dem sich Suko in Verbindung setzte.

Er telefonierte, wurde weiterverbunden und erreichte endlich den richtigen Mann, dem er seinen Wunsch vortrug.

»Ich werde sehen, was ich für den Yard tun kann, Sir.«

»Aber nur die Restaurants, wenn es geht.«

»Natürlich.«

Suko konnte solange am Apparat bleiben, denn die Information würde der Computer ausspucken. Es dauerte nicht ganz drei Minuten, dann war der Mann wieder zurück. Seine Stimme klang gehetzt. Er schien gelaufen zu sein, und Suko hörte sich dessen Bericht an. Er hatte mit Schlimmerem gerechnet und war froh, daß er nur drei Namen bekam.

»Mehr Restaurants haben in der letzten Zeit nicht neu eröffnet?« fragte er erstaunt.

»Nein, Sir.« Der Beamte lachte. »Wissen Sie, die Leute haben nicht soviel Geld. Die Zeiten sind nicht allzu rosig.«

»Wem sagen Sie das?« Suko hatte sich die Namen der Restaurants aufgeschrieben. Er bedankte sich noch einmal und unterbrach die Verbindung. Dann ging er zu Sir James.

»Erfolg gehabt?« fragte der Superintendent.

Suko nickte und ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Wenigstens ein Teilerfolg. Es sind in der letzten Zeit drei Restaurants eröffnet worden. Ein japanisches, das zu einer über die ganze Welt verteilten Großküchenkette gehört, eines mit dem Namen Tom's Lodge und last not least ein Restaurant, das sich City Barbecue nennt.«

»Und wo könnte John sein?« erkundigte sich der Superintendent

nach einer Weile des Überlegens.

»Das ist die Frage. Was meinen Sie denn?«

Suko blickte auf den Zettel. »Ich habe mir auch die Straßen aufgeschrieben, weil ich davon ausgehe, daß John am Abend ziemlich faul ist. Er wird das Restaurant genommen haben, das seiner Wohnung am nächsten liegt. Essen wollte er nur eine Kleinigkeit. Wie ich ihn kenne, vielleicht ein kleines Steak mit Salaten dazu.«

»Dann wäre das City Barbecue genau richtig,« vermutete Sir James.

»Hatte ich auch gedacht, Sir!«

»Fahren Sie hin.«

Suko lächelte. »Und die Reise nach Irland?«

»Werden wir auch noch zustande bringen. Oder vielmehr Sie. Lassen Sie die anderen ruhig vorfahren.«

»Wie Sie meinen, Sir.« Suko lächelte und erhob sich. Er war froh, endlich aktiv werden zu können, und er wurde das Gefühl nicht los, im City Barbecue eine Spur zu finden, wobei er hoffte, daß der Laden schon seine Pforten geöffnet hatte.

Aus dem Fuhrpark holte sich der Inspektor einen Leihwagen. Es war ein älterer Rover, sehr gut in Schuß und ausgezeichnet gepflegt. Mit diesem Fahrzeug stürzte sich Suko in den Verkehr und damit in eine kochende Hölle, denn die Sonne meinte es an diesem Tage wieder einmal besonders gut. Schon zu gut.

Sie stand wie ein zerfranster gelber Pudding am Himmel. Ihre heißen Strahlen hatten Mühe, den leichten Dunst zu durchbrechen, der in den Straßenschluchten lag. Wenn sie es dennoch einmal schaffte, mußten die Menschen das Gefühl haben, ihre Haut würde verbrannt, so hart stachen sie darauf. Der Wagen besaß keine Klimaanlage. Suko schwitzte sehr schnell, auch das geöffnete Fenster brachte keinerlei Erfrischung, denn es wehte kaum Wind. Die

Schwüle hatte zugenommen. Wahrscheinlich würde es gegen Abend ein Gewitter geben. Es war fast unmöglich, einen Parkplatz zu finden. Suko stellte seinen Dienstwagen schließlich in einem Parkhaus ab, wo er eine schmale Lücke entdeckt hatte.

Es war bereits Mittag. Zahlreiche Menschen hatten ihre Büros verlassen und strebten einem kleinen Imbiß oder einem schnellen Drink zu. Auch das City Barbecue hatte nicht geschlossen. Vor dem Lokal mit der Holzfassade hatte man Tische und Stühle aufgebaut. Fast alle waren besetzt. Suko ging ins Innere, wo es angenehm kühl war. Das Personal hatte zu tun. Geschäftig eilten die Männer und Frauen hin und her. Suko hielt Ausschau nach dem Geschäftsführer. Er sah sehr bald einen Mann im dunklen Anzug. Auf der Stirn des Knaben lag ein Muster aus Schweißperlen.

Als Suko ihn von der Seite her ansprach, drehte sich der Mann hastig um. Das geschäftsmäßige Lächeln zerbrach sehr schnell, als Suko seinen Ausweis gezeigt hatte.

»Polizei? Aber ich bin mir keiner Schuld bewußt, Sir. Sie...«

»Es geht auch nicht um Sie.« Suko blieb sehr freundlich. »Wenn Sie einige Minuten Zeit hätten...«

»Ja, natürlich.«

Die beiden Männer begaben sich in eine Nische, und Suko legte das Bild auf den Tisch, das seinen Freund John Sinclair zeigte. »Kennen Sie diesen Mann, Mister...?«

»Darf ich sehen?« Der Geschäftsführer holte eine Brille hervor und setzte sie auf. Dann nahm er Suko das Foto aus der Hand und betrachtete es sehr genau.

»Dieser Mann ist höchstwahrscheinlich einer Ihrer Gäste gewesen. Und zwar abends.«

Der Geschäftsführer nickte. »Das stimmt sogar, Sir. Daran kann ich mich erinnern.«

»Wirklich?«

»Wenn ich es Ihnen sage.«

Suko lachte. »Das ist ja phantastisch.«

»Und was ist mit dem Mann?«

»Nichts.«

»Wenn Sie sich an ihn erinnern können...«

Der Geschäftsführer fuhr durch sein schwarzes Haar und löste einige Schuppen. Es war ihm peinlich. Er bekam einen roten Kopf.

»Der Gast ist gegangen, nachdem er die Rechnung beglichen hat.«

»Wann?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Ist er allein gegangen?«

»Möglich!«

»Und er nahm den normalen Ausgang?«

»Wenn Sie mich so direkt fragen, kann ich Ihnen keine konkrete Antwort geben. Ich habe nicht gesehen, daß er dort verschwunden ist. Es kann auch sein, daß er...« Ein Fingerschnippen ließ Suko aufhören.

»Jetzt weiß ich es wieder. Andere Gäste haben darüber gesprochen, die zu den Toiletten wollten. Sie beschwerten sich, daß die Tür verschlossen war. Ob das aber mit der Person zusammenhängt, die Sie suchen, kann ich Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen.«

»Das ist natürlich nicht gut. Können Sie mir denn sagen, was genau geschehen ist?«

»Auch nicht.«

»Wieso?«

»Ich war nicht dabei. Ich habe einen meiner Ober hinuntergeschickt.«

»Kann ich mit dem Mann reden?«

»Der hat heute frei.«

Suko war enttäuscht. »Und was hat der Ober berichtet? Können Sie

sich daran erinnern?«

»Er fand die Tür zur Herrentoilette hin offen, obwohl ihm etwas komisch vorkam.«

»Und was?«

»In den Waschräumen lag ein seltsam grüner Schein, wie man ihn überhaupt nicht kennt. Ein richtiger Schleier, wie er meinte. So etwas hatte er noch nie gesehen...«

»Und?«

Der Geschäftsführer hob auf Sukos einfache Frage nur die Schulter.

»Nichts und.«

»Hat er nichts mehr gesagt?«

»Schon, aber das können Sie vergessen. Er hat geglaubt, noch Gestalten gesehen zu haben, die plötzlich verschwanden oder sich auflösten, als er öffnete.«

»Wie sahen die Gestalten aus?«

»Das konnte er nicht sagen. Wir waren nur froh, daß die Tür nicht mehr verschlossen war. Stellen Sie sich vor, jemand hätte uns...«

Suko hörte nicht weiter hin. Seine Gedanken befanden sich auf Wanderschaft. Er dachte intensiv über das eben Gehörte nach. Von einem grünen Schein hatte der Ober gesprochen. Wie konnte dieser grüne Schein in die Toilettenräume gelangen. Er mußte eine Ursache haben. Bestimmt eine magische.

Seit dem Gespräch mit Aaron Steel spukte der Begriff Aibon in Sukos Kopf herum. Mit Aibon verband er die Magie der Druiden. Wenn diese sich zeigten, dann waren sie oft genug von einem grünen Schein umweht. Sollte es tatsächlich möglich sein, daß Johns Verschwinden etwas mit dem Land Aibon und dem Fall, den man Suko angehängt hatte, zu tun haben. Es war einfach zu phantastisch, zu weit hergeholt, aber es konnte durchaus sein, denn Suko hatte in seiner Laufbahn schon die tollsten Dinge und Überraschungen erlebt. Nur — weshalb war der Geisterjäger entführt worden? Er hatte von

dem Auftrag ja nichts wissen können, der war erst am anderen Tag erteilt worden. Nein, da stimmte etwas nicht. Suko beschloß trotzdem, die Aussagen des Geschäftsführers als einen interessanten Hinweis zu werten.

»Sie hören mir ja gar nicht zu, Sir.« Die Stimme des Geschäftsführers schreckte den Inspektor aus seinen nachdenklichen Gedanken hoch.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über Sukos Lippen. »Entschuldigen Sie, aber ich war in Gedanken.«

»Das habe ich bemerkt.« Der Mann schaute auf seine Uhr. »Brauchen Sie mich noch? Sie wissen ja, das Geschäft...«

»Nein, nein, Sie können sich um Ihren Job kümmern. Ich möchte mich auch bedanken. Sie haben mir durch Ihre Aussage sehr viel geholfen.«

Der Mann schaute Suko überrascht ins Gesicht. Er gab keinen weiteren Kommentar ab, sondern ging.

Suko blieb noch für eine Weile sitzen. Noch einmal ließ er sich das Gehörte durch den Kopf gehen. Plötzlich war er nicht mehr so deprimiert. Da lag etwas in der Luft.

Suko brauchte nur zuzugreifen!

Guywano also!

Ich konnte es kaum fassen, und ich erinnerte mich an diesen alten Druiden, dessen Existenz ich hätte auslöschen können, es aber gelassen hatte, weil ich es mir mit dem Land Aibon und dessen Magie nicht verderben wollte.

Guywano war der Hüter eines Druidenfriedhofs gewesen, den vier Söldner entweiht hatten. Die Magie der Druiden hatte sie schließlich in den Tod geschickt, als sie dabei waren, einen neuartigen Kampfhubschrauber auszuprobieren.[\[4\]](#)

Wir waren damals auf Guywano gekommen, weil sich in seinem

Besitz einer der sieben Dolche befunden hatte, die Mandra Korab gehörten. Hier traf ich ihn wieder.

Aber wieso?

Befand ich mich etwa auf dem alten Druidenfriedhof? Nein, einfach unmöglich. Dies hier war eine völlig andere Landschaft, bewaldeter, lieblicher und nicht so mit großen Felsbrocken bedeckt wie die, unter der der Druidenfriedhof lag.

Die anderen Männer interessierten mich nicht mehr. Mein Augenmerk galt allein dem weißhaarigen Druiden.

Er sprach zu den Leuten. Es waren kehlige Laute, die er ausstieß. Sie erinnerten mich an die gälische Sprache. Die Männer gehorchten und schufen ihm respektvoll Platz.

Auch meine Sicht wurde besser. Jetzt endlich sah ich, wo Guywano sich genau aufhielt.

Er stand vor einem Grab!

Nein, kein Grab, dazu war es zu groß, aber vor einer Öffnung im Boden. Ich sah diese, wußte Bescheid, aber kam nicht direkt auf die Lösung, denn die äußeren Ereignisse lenkten mich zu sehr ab. Ich vernahm schreiende Stimmen, das Rollen von Rädern und das scharfe Geräusch einer Peitsche, die die Luft zerriß. Meine Lage war nicht besonders. Ich bewegte mich zur Seite, drückte mich auch in die Höhe und besaß nun eine bessere Sichtposition, um erkennen zu können, was sich vor mir abspielte.

Es kam jemand.

Zunächst sah ich nur ein Pferd. Es sah wild aus, und der Mann, der neben dem Tier herschritt, schlug hin und wieder mit einer Peitsche gegen die Flanke. Das Hufgeräusch wurde von dem weichen Grasboden verschluckt, der sich innerhalb einer breiten Senke gebildet hatte. Das alles war auch uninteressant. Was mich so erschreckte, war ein ganz anderer Umstand.

Das Pferd zog ein gewaltiges Holzrad hinter sich her. Und an die

Speichen hatte man eine blonde Frau gefesselt. Sie war nackt!

Ich kannte nicht einmal ihren Namen, dennoch wußte ich, wen ich vor mir hatte.

Das war Chilea, von der mir Miriam di Carlo berichtet hatte. Plötzlich paßte alles zusammen. Die Grube, die Frau, fehlte nur noch die Truhe mit dem Schatz.

Durch die Aktivierung hatte das Kreuz reagiert. Nur nicht so, wie ich es eigentlich gewollt hatte, denn ich war durch seine Magie in die Vergangenheit geschleudert worden und erlebte das Ende der Druiden-Königin Chilea hautnah mit...

Mir war tatsächlich so etwas widerfahren, von dem die meisten Historiker nur träumen. Eine Reise in die Vergangenheit, um das zu erleben, was sie in der Zukunft ausgeforscht hatten.

Ein wirkliches Phänomen, dem ich beiwohnen konnte, ohne allerdings einzugreifen, denn ich konnte die Zeit und das Schicksal nicht beeinflussen.

Ich würde nur mehr erleben. Ich würde Gründe herausfinden können, die mir in meiner Zeit halfen, vorausgesetzt, ich schaffte es, wieder die Gegenwart zu erreichen.

Vor Aufregung fuhr meine Zungenspitze aus dem Mund und glitt über die Lippen. Das Rad, an dem die Frau gebunden war, rollte immer näher. Ich vernahm bereits das Bitten und Schreien der Druiden-Königin, doch niemand nahm davon Notiz. Im Gegenteil, sie wurde sogar noch ausgelacht. Wenn der Boden uneben war, stieß sie mit dem Kopf gegen Vorsprünge, die zum Glück mit Gras bewachsen waren, so daß sie ihr nichts taten.

Noch zweimal drosch der Mann mit der Peitsche auf das Tier ein. Er wurde schneller, das Rad drehte sich dementsprechend und wühlte den Boden auf.

Die Schreie der Frau erstickten, dann hatte das Tier mit seiner Last

sein Ziel erreicht.

Es blieb stehen. Auf dem Weg zur Grube hatte es sich anstrengen müssen, sein Fell dampfte. Ich spürte den Geruch von Schweiß und sah, wie die Männer auf ein Zeichen Guywanos hin auf das Rad zustürmten und mit scharfen Steinen die aus Lianen bestehenden Fesseln zerhackten. Als Chilea nicht mehr gehalten wurde, rutschte sie nach unten, schlug mit dem Kopf auf und gab ein Stöhnen von sich. Langsam kippte sie zur Seite und wäre fast noch in die offene Grube gefallen. Dicht an ihrem Rand blieb sie liegen.

Guywano, der hohe Druidenpriester trat vor und blieb neben ihr stehen. Kalt schaute er auf den nackten Körper der Frau.

Ich veränderte wieder meine Position, erzeugte dabei ein leichtes Rascheln und hatte schon Angst, gehört worden zu sein, doch die Männer reagierten nicht.

Sie hatten nur Augen für Guywano und Chilea.

Wie eine Lanze stach der Arm des weißhaarigen Druiden nach unten. Die Fingerspitze wies auf die Nackte, und der Druide begann zu sprechen. Wieder war ich nur Zuschauer, ich hörte zwar, was er sagte, verstand die Worte jedoch nicht.

Die Frau unterbrach ihn.

Während der Druide langsam gesprochen hatte, schrie sie plötzlich. Sie spie ihren Speichel aus. Ich sah, daß er grün war. Guywano lachte nur, nahm den Fuß von ihrem Körper und deutete nach vorn. Diese Geste verstand auch Chilea. Sie drückte sich in die Höhe und schaute in die Richtung, in die der Finger wies. Von dort kam ein Wagen.

Diesmal wurde er nicht von einem Pferd gezogen, sondern vier Männer teilten sich die Aufgabe. Es war nicht einfach, sie mußten sich anstrengen, und Chilea stand weiter auf. Mir fiel auf, daß sie einen geschmeidigen Körper besaß, auch wunderschöne Haare, auch wenn in ihnen jetzt Gras und Schmutz klebten.

Guywano rührte sich nicht, als die Frau ihre Hände in seine Schulter schlug und an ihm vorbeisah, um dem Wagen entgegentzublicken. Ich konnte ihr Gesicht sehen. Es zeigte einen entsetzten und gleichzeitig ungläubigen Ausdruck. Über den Grund konnte ich nur Vermutungen anstellen. Wahrscheinlich hatte ihr der Druide erklärt, wie man sie begraben wollte.

Noch einmal flehte und bat sie. Versuchte mit schnell gesprochenen Worten, den anderen von seiner Tat abzubringen, doch der Druide wandte nur den Kopf und schaute sie scharf an.

Chilea trat einen halben Schritt zurück und verstummte. Sie schaute sich um, blickte an den bewaffneten Bewachern vorbei, und ich hatte für einen Moment das Gefühl, von ihr entdeckt worden zu sein. Schockartig weiteten sich ihre Augen.

Sie öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, dann schloß sie ihn wieder mit einer Geste, die resignierend wirkte. Es war auch besser so, wenn sie nichts erzählte.

Eine Entdeckung hätte mir noch zu meinem Glück gefehlt. Und so war ich weiterhin gespannt auf die Beerdigung der Druiden-Königin. Die vier Männer hatten mit ihrem Wagen genau die Stelle erreicht, wo Guywano es haben wollte. Er schrie einen scharfen Befehl. Der Wagen wurde angehalten. Da der Boden nicht eben war, mußten die Männer sich gegen die Haltestangen stemmen, um das Gefährt nicht wegrutschen zu lassen. Wieder gab Guywano einen scharfen Befehl. Andere Druiden setzten sich in Bewegung. Sie liefen auf den Wagen zu und luden die Kiste ab. Vorbei an dem Pferd, das mit hängendem Kopf dastand, trugen sie die Kiste zu der Öffnung im Boden, und stellten sie an deren Rand ab.

Ich hatte Zeit, sie mir anzuschauen. Sie bestand aus dunklem Holz und besaß auch einen Deckel. Das Material sah sehr stabil aus. Es würde lange dauern, bis es zerfallen war.

Ich konnte einen Blick hineinwerfen, nachdem jemand den Deckel

geöffnet hatte.

Zwar fiel kein Sonnenlicht auf den Inhalt der Truhe, dennoch glitzerte und gleißte er in voller Pracht. Wertvolles Geschmeide, Perlen, Ketten, Gold und Silber. Das alles hatten die Druiden schon gekannt, und das hatte Chilea gerafft.

Sie stand unbeweglich. Den Oberkörper hielt sie gespannt, der Kopf war ein wenig nach vorn gesunken. Sie schaute auf die Truhe, und ihr Gesicht verzerrte sich, als einer der Diener beide Hände im Geschmeide verschwinden ließ, es in die Höhe schleuderte, und die Hände danach ausbreitete, so daß die kostbaren Stücke wieder in die Truhe zurückfielen, wobei sie gegeneinander klirrten.

Chilea drehte durch. Daß ein Fremder sich an ihrem Schmuck verging, konnte sie nicht hinnehmen.

Mit einem Schrei auf den Lippen warf sie sich vor und rannte auf den Mann zu. Beide Arme hatte sie erhoben, die Hände waren gespreizt, und bevor der Mann sich versah, stürzte sie sich auf ihn und zog ihm ihre Fingernägel durch das Gesicht.

Hart wurde er getroffen.

Ich sah, wie die Haut aufgerissen wurde und eine Flüssigkeit hervorströmte, die dunkelrot schimmerte.

Kein grünes Druidenblut, sondern das der Menschen. Der Mann kippte zurück, trat ins Leere, fiel in die Grube und begann fürchterlich zu schreien. Die nackte Frau drehte sich auf der Stelle. Jetzt waren es ihre Hände, die in die geöffnete Truhe tauchten, das Geschmeide und den Schmuck ergriffen, darin herumwühlten, einige Stücke zu fassen bekamen, sie hochhoben und gegen die Lippen preßten. Guywano griff ein. Er faßte Chileas Haare und zog sie hoch. Sie wollte nicht. Ihr Kopf wurde in den Nacken gerissen, aus ihrem weit geöffneten Mund drangen spitze, abgehackte Schreie, aber der alte Druiden kannte kein Pardon. Er wollte die Frau beerdigen, und er würde sich durch nichts daran hindern lassen.

Er schleifte sie zurück und schleuderte sie zu Boden. Dann gab er seinen Dienern ein Zeichen.

Zu viert stürzten sie los. Die Frau hatte keine Chance. Auch ich hätte ihr nicht beistehen können, denn ich konnte das Schicksal nicht verändern oder beeinflussen.

Der andere hatte mittlerweile die Grube verlassen. Er stand an ihrem Rand, schaute zu und hielt sich sein Gesicht. Für ihn hatte niemand einen Blick übrig. Es interessierte einzig und allein Guywano, Chilea und deren Beerdigung.

Beide Arme schob der Druide in die Höhe. Er bewegte die Finger, aus seinem Mund drangen Worte der Beschwörung, die sich dumpf, drohend und finster anhörten.

Er war der Herrscher, er allein bestimmte die Gesetze, und die Natur gehorchte ihm.

Ich bekam in den nächsten Augenblicken ein gänsehauterzeugendes und unheimliches Schauspiel geboten. Zum erstenmal erlebte ich die Beerdigung einer Druidin mit.

Guywano hatte die Arme hochgereckt. Er starrte auf sein Opfer. Und zwischen seinen Händen entstand plötzlich eine dunkle Wolke, die einen grünen Schimmer besaß. Es sah so aus, als würde die Wolke an den Handflächen des alten Druiden kleben. Jedenfalls verschwand sie nicht, auch wenn der andere die Hände bewegte.

Die Wolke wanderte mit. Ihr Ziel war klar. Es hieß Chilea. Über der auf dem Rücken liegenden Frau kam sie zur Ruhe. Nur für einen Moment, bis der Druide sie durch seine geistigen Kräfte beeinflusste.

Die Wolke verließ seine Hände und senkte sich.

Auch die Frau bekam dies mit. Sie starrte ihr mit weit aufgerissenen Augen entgegen. Ich rechnete damit, daß sie ruhig liegenbleiben würde, das geschah auch, aber sie begann zu flehen und zu betteln, wie es Miriam di Carlo berichtet hatte.

Worte verstand ich nicht. Ich hörte nur am Klang der Stimme

heraus, um welche Gefühle es sich handelte.

Und Guywano schrie einige Worte dazwischen. Er unterbrach damit stets ihren Dialog.

Gnade kannte er nicht.

Dann war es soweit. Die Wolke senkte sich auf die Druidin nieder, die einmal Königin gewesen war. Sie war ein wenig zerflattert und dünner geworden, so daß es mir gelang, durch sie zu schauen. Hinter ihr sah ich das Gesicht des alten Druiden wie durch einen Vorhangschleier. Es kam mir verzerrt vor, war zu einer grünlich schimmernden, grinsenden Fratze geworden, in der Hohn und Vernichtungswille standen. Die Berührung der Wolke beendete das Leben der Frau. Ich hörte ihren Schrei.

Durch Mark und Bein ging er. Die Wolke hielt Chilea völlig bedeckt. Der Körper bewegte sich so, als würde er von heftigen Stromstößen durchgepeitscht. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, drückte sich manchmal in die Höhe, um im nächsten Moment wieder zurückzufallen.

Es war ein schrecklicher Todeskampf, den Chilea letztendlich verlor. Als die dunkle Wolke allmählich zur Seite wehte, lag ein erstarrter Körper auf dem Boden.

Guywano hatte sein Ziel erreicht.

Ich hockte hinter dem Farnkraut und spürte die Kälte auf dem Rücken. Es war ein Gefühl der Angst, denn in diesem Reich war ich der Fremdling, den es zu vernichten galt, wenn man ihn entdeckte. Und so lauerte ich.

Der alte Druide, den ich als Mörder erlebt hatte, stieß einen lauten Ruf aus. Erhallte gegen den düsteren Himmel und verklang irgendwo im Druidenland.

War das das Ende?

Damit rechnete ich, aber Teil zwei der Beerdigung mußte noch folgen. Zunächst einmal verschwand die Wolke. Der Druide holte sie

zu sich, und als sie zwischen seinen Händen ihren Platz gefunden hatte, verging sie im selben Augenblick.

Nun wandte er sich Chilea zu.

Er selbst übernahm diesen Teil, bückte sich und hob die Tote an, als wäre sie leicht wie eine Feder. Seine Diener schufen respektvoll Platz, damit er mit seiner Last auf die Truhe zugehen konnte. Der Deckel war gekippt. Noch immer funkelte und glänzte das Geschmeide in all seiner Pracht. Chilea hatte es so geliebt, nun konnte sie es mit in ihr Grab nehmen.

Die Leiche fiel nach unten.

Ich zuckte zusammen, als ich den Laut hörte, der beim Aufprall des Körpers entstand. Ein Bein wurde noch nach vorn geschlagen und hing im Kniegelenk über. Es pendelte, und der Fuß schlug mit der Hacke gegen die Außenwand der Kiste.

Guywano hob ihn an. Er knickte das Bein, und auch das andere und preßte den Körper gewaltsam in die Truhe.

Dann schloß er den Deckel. Mit einem dumpfen Laut fiel er auf das Unterteil. Für mich hatte das Geräusch etwas Endgültiges an sich. Dennoch sollte ich mich getäuscht haben, die Beerdigung war noch nicht beendet.

Zunächst nahm alles seinen normalen Gang. Guywano, der mächtige Druide, strich mit beiden Händen über die Truhe. Er versiegelte sie auf gewisse Art und Weise. Dann gab er seinen Dienern den Befehl, diesen seltsamen Sarg anzuheben und in die Grube hinabzulassen. Das taten sie auch.

Vier Männer packten die schwere Kiste, die in der Erde verschwand. Niemand sprach dabei, ich vernahm dennoch seltsame Laute. Sie klangen dumpf, erinnerten mich an jemand, der schreien wollte, es aber nicht konnte, weil ein Handrücken vor seine Lippen gepreßt wurde und diese Schreie zum Großteil unterdrückte.

Aus der Truhe waren sie geklungen...

Mir rann es kalt den Rücken hinab, denn ich glaubte jetzt daran, daß Chilea noch nicht tot gewesen war. Man hatte die Druiden-Königin lebendig begraben.

Eine grausame Strafe. Für mich konnte es keine schlimmere geben. Die Truhe verschwand, und die Diener des Druiden begaben sich daran, die Öffnung mit den bloßen Händen zuzuschaufeln. Alle arbeiteten mit, nur Guywano nicht.

Er stand wie ein König ein paar Schritte vom Grab entfernt und schaute zu.

Dabei glitt sein Blick auch zu mir herüber.

So rasch es ging, tauchte ich unter. Ich hatte das Gefühl, dennoch von ihm gesehen worden zu sein und wartete zitternd darauf und mein Kreuz hart umklammernd, was geschah.

Nichts passierte.

Guywano schien mich übersehen zu haben, so daß ich es riskierte und den Kopf vorsichtig wieder anhub.

Die Diener des Druiden hatten zügig gearbeitet und das Grab fast schon wieder zugeschaufelt. Nur noch wenig Erde mußten sie aufnehmen. Sie arbeiteten weiterhin mit den bloßen Händen. Bei mir war das beklemmende Gefühl der Angst allmählich gewichen. Dieser Druide Guywano, der in späterer Zeit als Hüter eines alten Friedhofs eingesetzt worden war, durfte auf keinen Fall unterschätzt werden. Wie mächtig er war, hatte er mit der makabren Ausschaltung der angeblichen Königin wieder bewiesen.

Ich war gespannt, wie es weiterging. Die Männer trampelten genau die Stelle fest, wo sie Chilea begraben hatten und stellten sich anschließend wieder in die Reihe.

Das Pferd wurde zur Seite geführt. Noch immer war der runde Stein angebunden. Schwerfällig walzte er über den Boden und kippte, da er nicht mehr festgehalten wurde.

Eigentlich hätten die Druiden jetzt verschwinden können. Daß sie

es nicht taten, wunderte mich. Wenn ich näher darüber nachdachte, konnte dies nur bedeuten, daß diese Typen noch etwas vorhatten, das vielleicht zum Ritual der Beerdigung gehörte.

Ich spürte, daß mir mein linker Fuß eingeschlafen war. Zu sehr hatte ich das Körpergewicht darauf belastet. Im Schuh bewegte ich die Zehen. Ich wollte geschmeidig bleiben, man wußte ja nie, was noch alles kam. Guywano schaute zum Himmel. Er legte den Kopf dabei weit in den Nacken, und auch ich folgte seinem Blick. Den Grund, weshalb er in die Wolken schaute, wußte ich nicht. Zu sehen war dort eigentlich nichts. Nur mehr lange, graue Wolkenbänder, die wie übergroße Hosenträger wirkten, weil sie parallel liefen.

Ein gespanntes Schweigen hatte sich über die Grabstätte gelegt. Ich schielte auf mein Kreuz und stellte fest, daß sich seine Farbe nicht normalisiert hatte.

Noch immer glühte es in einem leichten Grünton, dessen Schatten über meine Hand fiel.

Ein Beweis, daß die Druiden-Magie nicht verschwunden war und allein durch die Person des Guywano aufrechterhalten wurde. Der mächtige Druidenpriester schritt die Reihe seiner Diener ab. Er schaute jeden an. Mit einigen sprach er. Dabei sagte er jeweils nur ein Wort.

Kaum hatte er es ausgesprochen, als der jeweilige Diener nickte und einen Schritt nach vorn trat, wobei sein »Chef« weitergegangen war. Bei sechs Druiden geschah dieser Vorgang, auf den ich mir noch immer keinen Reim machen konnte.

Wenn ich riet, kam ich zu der Überzeugung, daß Guywano so etwas wie eine Auswahl getroffen hatte. Sechs Leute benötigte er, um seinen Plan endgültig zu vollenden.

Die anderen verschwanden. Ich schaute dabei in ihre Gesichter. Sie wirkten ausdruckslos. Es war nicht zu erkennen, ob sie sich darüber freuten oder das Gegenteil davon eingetreten war. Jedenfalls gingen

sie weg und verschwanden innerhalb der Senke.

Zurück blieben Guywano, seine sechs Auserwählten und ich. Der Druidenpriester breitete beide Arme aus. In dieser Haltung wirkte er wie ein großes, helles Dreieck, denn der Stoff seiner weit geschnittenen Ärmel spannte sich bis hin zur Hüfte.

Auf das Grab stellte er sich und begann zu singen!

Ich kam aus einer anderen Zeit. Schon immer hatte es Musik gegeben, und schon immer waren Musik oder Gesang der verschiedenen Völker anders gewesen. So unterschied sich die Musik des Kontinents Afrika von der aus Asien oder Europa.

Dieser Druidengesang war etwas völlig anderes. Er schien nicht in der Kehle geboren zu sein, sondern tief aus dem Körper zu dringen. Die Töne waren schrill, singend, dann wieder dumpf und klagend. Mir kam es vor, als wollte Guywano die großen Götter anrufen, um sie gnädig zu stimmen.

Die Laute hallten gegen den Himmel, der darauf reagierte, denn er nahm eine andere Farbe an.

Ich konnte es mir nicht erklären, aber der Druide schaffte es, die Natur zu beeinflussen. Er war der Eichenkundige. Er kannte die Gesetze der Natur, er wußte über die Pflanzen und Tiere Bescheid und auch über die geheimnisvollen Kräfte, die innerhalb des Bodens wohnten, und die erst geweckt werden mußten.

Die Schatten fielen nicht vom Himmel. Meiner Ansicht nach schienen sie aus dem Boden und den Bäumen zu kriechen. Sie wirkten wie fange Bänder, die das Grab und dessen Umgebung in ein düsteres Halbdunkel hüllten.

Für mich war es faszinierend, mitanzusehen, wie der Druide die Natur beeinflusste. Er hatte die Kräfte mobilisiert, erholte sie aus den Tiefen des Bodens nach oben, und er sah sich selbst eingehüllt von grauen Schatten, die wie leichte Tücher über ihm schwebten. Aber auch die sechs Diener wurden nicht verschont. Man hüllte sie ein,

und die Druiden standen da, ohne sich zu rühren.

Bis Guywano seine Hände fallen ließ.

Im selben Augenblick kam die Magie voll zum Durchbruch. Etwas tat sich in der Erde. Ich sah, wie der Boden Wellen warf und genau an den Stellen aufbrach, wo die sechs Druiden standen.

Mein Herzschlag stockte. Das konnte doch nicht sein, das gab es nicht. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Die Druiden wurden begraben.

Sie sanken ein, opferten sich für Guywano. Als lebende Menschen sanken sie ein in den Boden, der sie gleichzeitig verschluckte. Ich schaute aus starren Augen zu, wie sie hineingedrückt wurden, ohne sich zu wehren. Rauch und Schatten hüllten sie ein, während Guywano auf dem Grab stand und zuschaute.

Sie gingen für ihn in den Tod. Eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht. Guywano hatte befohlen, sie gehorchten. Es war auch in einem gewissen Sinne logisch. Ich brauchte nur an unsere erste Begegnung in der Gegenwart zu denken. Da war der alte Guywano der Herrscher eines Druidenfriedhofs gewesen und hatte seine Feinde ebenso schaurig begraben wie seine Diener hier.

Sie mußten in den Boden.

Die sechs hatten in respektabler Entfernung einen Kreis um das Grab gebildet. Ich dachte darüber nach, ob sie eventuell als Wächter eingesetzt waren.

Niemand sollte sich der toten Königin nähern. Was einmal durch Guywano begraben war, das blieb in der Erde.

Bis auf einige Ausnahmen.

Ich sah, wie sie allmählich verschwanden. Da sie einen Kreis gebildet hatten, konnte ich nicht nur die Rückansichten der Schädel erkennen, auch Gesichter.

Im Laufe von fast zweitausend Jahren haben sich auch die Menschen verändert. Nicht nur in ihrer Körpergröße, auch was Kopf

und Gesichtsform angeht.

Diese Druiden besaßen schmale Köpfe, fast asketische. Ihre Haut wirkte dünn, die Augen wie dunkle Perlen, und ich glaubte auch, die Lippen leicht grünlich schimmern zu sehen.

Aus Angst?

Nein, keine Angst las ich von den Gesichtern ab. Mir kam es vor, als würden diese Menschen gern für ihren Herrn und Meister in den Tod gehen. Vielleicht lächelten sie sogar, da konnte ich auch durch das schattenhafte Licht getäuscht worden sein.

Dieser Vorgang war nicht nur unheimlich, auch unbegreiflich. Die Erde unter der Oberfläche schien aus zahlreichen gierigen Armen zu bestehen, die alles umschlangen und auch die Druiden in die grauenhafte Tiefe zogen.

Die letzten Haare verschwanden.

Und die Erde, die sich für die sechs Menschen geöffnet hatte, schloß sich über den Köpfen.

Auf dem Grab stand Guywano. Sein Gesicht zeigte sich irgendwie verklärt. Nur war es kein Licht, das für diesen Ausdruck sorgte, eher die grauen Schatten, die ihm ein anderes Aussehen gaben. Und Schatten drängten herbei.

Ich traute meinen Augen nicht. Etwas Kaltes schien mein Herz zu umschließen, als ich erkannte, daß die Schatten genau an den Stellen aus dem Boden stiegen, wo die sechs Menschen verschwunden waren. Ich suchte nach einer Erklärung.

Wahrscheinlich waren die Diener genau in diesem Augenblick gestorben. Der Boden hatte sie zerdrückt und ihnen den Atem geraubt. Aber sie besaßen ein Erbe.

Eben diese sechs Schatten!

Waren es die Seelen der Menschen? Davon konnte ich fast ausgehen. Dunkle Druiden-Seelen, die aus der Tiefe der Erde gestiegen waren, um weiter zu leben. Es war kaum zu fassen.

Wieder hob Guywano beide Hände. Er bewegte seine Finger. Sie kamen mir vor wie Beine einer dicken Spinne und waren so gelenkig, als würden sie zu einem Kartenkünstler gehören, der auf der Bühne stand und seine Tricks vorführte.

Das Bewegen der Finger geschah in einem genau abgesteckten Rhythmus. Die Schatten verstanden es und gehorchten. Sie bewegten sich auf den Druiden zu, kreisten ihn ein und begannen damit, ihn zu umtanzen.

Guywano sprach zu ihnen. Ich hörte die Worte, ohne sie zu verstehen. Aber ich erkannte an der Reaktion der tanzenden Schatten, daß sie beschworen wurden.

Sie gehorchten uralten Gesetzen und bewegten sich haargenau im Takt der Worte.

Dann waren sie verschwunden.

Von einem Augenblick zum anderen geschah dies. Zum Glück hatte ich genau geschaut, sonst wäre es mir kaum aufgefallen. Jedenfalls lösten sich die sechs Schatten auf. Vielleicht wurden sie eins mit der uns umgebenden Luft, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Druiden-Priester sie vernichtet hatte. Die anderen Männer warteten irgendwo im Hintergrund, gedeckt durch den Rand der Senke.

Stille breitete sich aus.

Es war eine Stille, die ich trotzdem nicht als eine solche empfand, denn ich hatte das Gefühl, als würde sie leben. Leider hörte ich nichts. Es war ein stummes Leben, das man nur mehr fühlen konnte. Ein Ort der Magie.

Obwohl ich nur inaktiv an dieser Beschwörung beteiligt gewesen war, hatte sie mich dennoch mitgenommen. Mein Körper war schweißbedeckt. Ich hörte das Schlagen meines Herzens überlaut, und die Schläge erzeugten in meinem Hirn dumpfe Echos. Auch meine Brust schien von einem dicken Reif umklammert worden zu sein. Das Kreuz leuchtete noch immer in einem normalen Grün.

Es zeigte an, daß die Magie nach wie vor noch in der Nähe lauerte und sicherlich auch nicht so rasch verschwinden würde. Dafür ging der Druiden!

Guywano warf noch einen letzten Blick in die Runde. Wieder mußte ich mich ducken, als er auch dorthin schaute, wo ich mich innerhalb des Waldes verborgen hielt.

Hatte er mich gesehen?

Eine Reaktion seinerseits erfolgte nicht. Deshalb atmete ich auf und schob den Kopf vorsichtig höher.

Guywano ging.

Er hatte mir den Rücken zugekehrt und verließ die unheimliche Grabstätte mit langsamen Schritten. Ich schaute ihm nach. Sein langes weißes Gewand flatterte im Wind. Wie ein unheimliches Gespenst kam er mir vor, als er in die Senke tauchte und meinen Blicken allmählich entschwand.

Dann war alles vorbei.

Wieder kehrte die trügerische Stille ein, die das Grab und die unmittelbare Umgebung einhüllte. Der Kreislauf der Natur schien aufgehalten worden zu sein. Er geriet erst in Bewegung, als auch der dumpfe Hufschlag des Pferdes verklungen war.

Jetzt erst kam der Wind auf. Er streichelte das Gras, beugte die Spitzen, als sollten diese sich vor der längst versunkenen Königin verneigen. Auch durch den Wald fuhr er, spielte mit dem grünen Laub der Bäume, ließ es aneinander rascheln und fuhr kühl über meinen Körper, so daß er den Schweiß trocknen konnte.

Hatte ich geträumt?

Nein, es war kein Traum gewesen. Ich befand mich tatsächlich weit über tausend Jahre zurück in der Vergangenheit des Landes Irland und hatte eine Druiden-Beerdigung miterlebt. Sie war auf grausame Weise geschehen, wobei ich mir nicht vorstellen konnte, daß jede so ablaufen würde. Aber da hatte jemand nach der Macht greifen

wollen und war dafür bestraft worden.

Ich war wieder allein.

Eingeschlossen in der Vergangenheit und wußte nicht, wie ich in meine Zeit zurückkehren sollte.

Helfer hatte ich keine. Also mußte ich mich auf mich selbst verlassen und faßte einen waghalsigen Plan...

Die Stadt Cork besitzt einen Flughafen, und Sukos Maschine war dort pünktlich gelandet. Was nun mit Aaron Steel und seinen Vertrauten geschehen war, ob sie schon am Zielort eingetroffen waren, wußte der Inspektor nicht. Er ging jedenfalls davon aus.

Natürlich hatte er mit Sir James über seine Entdeckungen gesprochen. Der Superintendent wertete es als einen Erfolg, was Suko in dem kleinen Restaurant erfahren hatte, und er ging davon aus, daß John Sinclair und Suko, ohne voneinander zu wissen, unter Umständen an dem selben Fall arbeiteten. Das wäre dem Chinesen natürlich recht gewesen, doch so ganz wollte er daran nicht glauben.

In Cork besorgte er sich einen Leihwagen. Mit dem grünen Toyota fuhr er in Richtung Westen. Er konnte die N 22 nehmen, eine der Schnellstraßen, die den Süden der Insel durchschnitten. Es war warm.

Begünstigt durch den Golfstrom, herrscht im Süden von Irland sowieso ein anderes Klima als im Norden. Warmes Wasser, warme Winde drückten die Temperaturen so weit in die Höhe, daß in dieser Gegend auch Palmen und Agaven wuchsen.

Er mußte bis Coachford fahren und sich dann in Richtung Süden halten, um den kleinen Ort zu erreichen, wo Gerald und Jack Voring das Grauen erlebt hatten.

Der Ort hieß Scargy Bridge. Laut Information sollte er ein kleines Nest sein, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, sich streßgeplagte Großstadtmenschen aber ausgezeichnet erholen konnten, weil sie dort niemand störte.

Über der grünen Insel lag ein blauer Himmel. Nur weit im Westen entdeckte Suko die Wolkenstreifen. Er war gegen elf Uhr morgens gelandet, hatte im Flugzeug etwas gegessen und konnte deshalb auf das Mittagmahl verzichten.

Auf der breiten Nationalstraße kam er gut voran. Zudem herrschte nicht viel Verkehr. Die meisten Menschen fuhren von Cork aus in Richtung Norden, wo die größeren Städte lagen, wie Limerick, Tipperary oder Kilkenny.

Durch die offene Seitenscheibe wehte warme Luft in das Wageninnere. Sehr lange brauchte der Inspektor nicht zu fahren. Er mußte nur zusehen, daß er die Abfahrt nach Scargy Bridge nicht verpaßte. Bei Ovens fuhr er ab.

Im Süden sah er blaugrau eine Hügelkette aus der ansonsten flachen Landschaft steigen. Genau dort lag sein Ziel!

Die Straße war schmal, die Kurven allerdings gut ausgebaut, so daß der Inspektor auch weiterhin zügig vorankam. Seine Gedanken drehten sich um John Sinclair und den vor ihm liegenden Fall.

Sollte das alles zutreffen, was ihm gesagt worden war, lag ein harter Fall vor ihm.

Eine Information hatte er noch erhalten. Aaron Steel hatte innerhalb der Ortschaft für sich und seine Mitarbeiter kurzerhand das gesamte Gasthaus gemietet. Er bezahlte alle Zimmer. Auch für Suko war eines reserviert worden.

Die Straße durchschnitt große Weideflächen. Die hellen Rücken der Schafe wirkten wie Wattebüsche auf dem Grün der Grasfläche. Irland war für Schafe und Hammel ein ebensolches Paradies wie Neuseeland. In der Provinz Cork, durch die Suko fuhr, gab es noch einige Gebiete, in denen man nur irisch sprach. Da brauchte der Chinese zum Glück nicht hin, denn diese Sprache verstand er nicht.

Scargy Bridge!

Als Suko das verblichene Ortsschild las, wußte er auch, weshalb

man dieses Dorf so genannt hatte, denn bevor er die Häuser erreichte, mußte er über eine Steinbrücke fahren. Er rollte langsam und sah unter sich das Wasser eines träge dahinfließenden Bachs. Das Bett war breiter. Suko konnte sich vorstellen, daß es zu Regenzeiten bis zu den Rändern gefüllt war.

Der Ort selbst wirkte verschlafen. Kleine Häuser, gebaut aus rohen Steinen und manche mit Grasdächern versehen, bestimmten das Bild. Die Straße war nicht gerade. Sie wand sich in Kurven durch den Ort, und Suko erreichte auch so etwas wie einen Marktplatz. Er hielt nach dem größten Gasthaus Ausschau. Am Markt fand er es nicht, fragte einen auf einer Bank sitzenden Mann nach dem Ziel und wurde in eine Seitenstraße verwiesen, die zu Beginn schmal war, sich dann öffnete und in einen kleinen Platz mündete, der mit kleinen, roten Pflastersteinen bedeckt war.

Am Ende des Platzes fand Suko das Haus.

Es erinnerte ihn an eine umgebaute Scheune. Jedenfalls war die große, in der Breite zweigeteilte Scheunentür noch nicht durch eine moderne ersetzt worden.

Auf dem Platz wuchsen, eingeschlossen von kleinen, das Pflaster auflockernden Erdinseln, Bäume und breiteten ihr Astwerk aus. Sie gaben den Schatten, in dem die Wagen standen.

Der Rolls-Royce gehörte Aaron Steel, die anderen, wesentlich kleineren Fahrzeuge seinen Mitarbeitern. Suko sah auch einen alten knallroten MG. Daneben stoppte er den Leih-Toyota und stieg aus. Als er die Tür ins Schloß warf, erschien hinter einem der kleinen Fenster das Gesicht eines Mannes, der das Geräusch vernommen hatte.

Der Mann verschwand sofort wieder. Wahrscheinlich meldete er Sukos Ankunft.

Seinen kleinen Koffer nahm der Inspektor mit. Die Scheunentür brauchte er nicht aufzustoßen, es war auch eine normale Eirtgangstür

vorhanden, die Suko nach innen drückte.

Einen Schritt weiter befand sich der Inspektor in einem geräumigen Gastraum, in dem es nicht nur angenehm kühl war, sondern auch nach Bier und Zigarettenrauch roch.

Sonnenlicht fiel durch die kleinen Fenster, malte Streifen auf den Boden und tupfte auf die runden Tische, die zahlreich vorhanden waren. Der größte Tisch war besetzt.

Dort thronte Aaron Steel.

Er hatte sich umgezogen. Einen schneeweißen Anzug trug er. Der Stoff war so hell, daß sein bleiches Gesicht dagegen schon dunkel wirkte. Seine Arme hatte Steel auf die beiden Lehnen gelegt, und er drehte sich um, als Suko eingetreten war.

»Sie nehmen Ihren Job wohl nicht sehr ernst, wie?«

Das war die Begrüßung, wie Suko sie sich vorgestellt hatte und die ihm überhaupt nicht paßte. »Wie meinen Sie das?«

»Sie kommen spät.«

»Es gibt nicht nur Sie, Mr. Steel.«

Der Industrielle schlug mit der Faust auf den Tisch. »Aber jetzt gibt es mich, und Sie werden sich an meine Anordnungen halten. Hier habe ich zu bestimmen. Verstanden?«

»Sie haben laut genug gesprochen.« Suko ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, stellte den Koffer auf einen Tisch und schaute sich um, wen Steel alles mitgebracht hatte.

Natürlich seine Sekretärin. Iris Askin hieß sie und saß neben ihrem Chef. Auch sie war zum Teil in Weiß gekleidet. Die helle Leinenhose besaß ausgestellte Beine. Die Jacke hatte sie locker über die Schulter gehängt. Der Stoff war leicht knittrig, wie es sich eben für Leinen gehörte. Das hellblaue Sonnentop besaß fingerdünne Träger, die wie zwei gebogene Nudeln über ihren gebräunten Schultern lagen. Weiß war auch das Stirnband, das durch die dunkle Haarflut schimmerte. Von den fünf Männern kannte Suko nur einen.

Eben diesen Gerald Voring. Die anderen sahen aus, als würden sie für Geld den Teufel aus der Hölle holen. Typen mit gebräunten Gesichtern und harten Augen. Die Männer hatten es sich bequem gemacht. Sie flegelten sich auf den Tischen oder den Stühlen.

Alkohol tranken sie nicht, und sie schauten Suko an, als wollten sie ihn fressen.

Der Inspektor sah auch den Wirt. Er stand hinter der langen Theke und hatte sich versteckt, denn das auf der Platte stehende Bierfaß verdeckte ihn zum Teil.

Suko ging auf die Theke zu. Nur Blicke begleiteten ihn, keine Worte. Er grüßte freundlich und bat um ein Glas Mineralwasser, das er sofort bezahlen wollte.

»Nein«, sagte der Wirt mit leiser Stimme. »Das übernimmt Mr. Steel.«

»Ich bezahle meine Getränke selbst.«

Aaron Steel lachte. »Zu stolz, wie?«

»Das mache ich aus Prinzip!«

»Dann prinzipien Sie mal weiter.«

Suko bekam sein Glas. Er sah, daß die Hände des Wirts zitterten.

»He, Conna, bring noch eine Lage.« Das war Vornings Stimme, und der Wirt beeilte sich ein »Sofort, Sir« hinzuzufügen. Den hatten die Männer ziemlich eingeschüchtert.

Conna war ein älterer Mann mit wenigen grauen Haaren. Sein Gesicht hatte vor Aufregung eine rote Farbe bekommen, die Lippen zitterten, und auf dem vorderen Teil seiner Halbglatze lag der Schweiß in dicken Perlen. Wahrscheinlich fürchtete er sich vor den Typen. Da konnte ihm Suko nicht einmal einen Vorwurf machen.

Mit dem Glas in der Hand schlenderte er zu Steels Tisch und ließ sich dort nieder.

Der Industrielle und seine Sekretärin saßen ihm genau gegenüber. Steel schaute Suko hart und irgendwie verächtlich an.

Iris Askin hatte für den Inspektor nur mehr ein müdes Lächeln übrig. Trotz der Wärme war sie perfekt geschminkt. Sie gehörte zu dem Typ Frau, der alles nur toll fand, wenn es viel Geld kostete. Suko trank langsam und sprach erst, als er das Glas abgesetzt hatte.

»Wie ich sehe, Mr. Steel, haben Sie sich schon eingelebt. Dann kann ja nichts schiefgehn.«

»Sparen Sie sich Ihren Spott.«

»Sorry, ich stellte nur etwas fest.«

»Schon gut. Kommen wir zur Sache!«

»Von der Sie bestimmt mehr wissen.«

»Genau, aber das wird Ihnen Iris erzählen.«

Suko konnte sich ein leichtes Grinsen nicht verkneifen. Natürlich mußte die Frau, wenn sie schon mitgenommen worden war, auch eine Funktion erfüllen.

Während sich Steel zurücklehnte und seine Stirn abstützte, las Suko aus der Bewegung der Frau genau das Gegenteil. Sie drückte ihren Oberkörper gespannt vor und schaute Suko an. Die roten geschminkten Lippen hatte sie ein wenig gekräuselt. Das Lächeln war spöttisch.

»Da wir länger hier sind als Sie, haben wir uns bereits erkundigt und auch einiges herausbekommen. Zunächst einmal konnten wir feststellen, daß die Menschen Angst haben.«

»Wovor?«

»Vor diesen Dingen...«

Jetzt lächelte Suko. »Das ist mir zu wenig konkret. Sagen Sie es genauer, bitte.«

»Sie halten den Ort, wo unser Mitarbeiter gestorben ist, für eine verfluchte Stelle. Da wagt sich niemand hin, wenn er nicht unbedingt muß, wenn Sie verstehen.«

»Bis jetzt ja, aber sagen Sie mir den genauen Grund. Eine Kapelle kann doch nicht verflucht sein.«

»Sie ist es aber, denn sie wurde entweiht. Was da genau geschehen ist, kann ich Ihnen nicht sagen, es passierte während eines Krieges. Die Kapelle ist, so habe ich erfahren, bewußt an diesem Ort aufgebaut worden, um andere Kräfte zu neutralisieren.«

»Magische?«

»Das wurde mir nicht mitgeteilt«, erklärte Iris und hob ihre dunklen Augenbrauen. »Man umschrieb sie mit einem anderen Wort, das hier sehr geläufig ist. Druidenkraft.«

»Die ja nicht negativ zu sein braucht,« meinte Suko.

Mit dieser Antwort hatte er Iris Askin irritiert, denn sie schüttelte den Kopf und fragte: »Wieso?«

»Ja, Inspektor, das müssen Sie erklären«, meldete sich Aaron Steel.

»Es würde den Rahmen hier sprengen.« Suko hatte keine Lust, über Druiden zu referieren. »Ich möchte nur sagen, daß die Druiden und vor allen Dingen ihre Anführer oder Priester sehr gute Ärzte waren, Heikundige und auch Philosophen.«

»Die killten, wie?«

Der Chinese winkte ab. »Natürlich gab es auch schwarze Schafe unter ihnen, aber das dürfen Sie nicht so eng sehen. Die meisten Druiden waren den Menschen gegenüber positiv eingestellt, und gerade die Menschen haben auch immer wieder nach der Hilfe dieser Druiden verlangt, wenn sie Probleme hatten.«

»Dann hatte Voring wohl Pech«, stellte Steel fest.

»Es sieht so aus!« Suko wandte sich wieder der Frau zu. »Bleiben wir hier beim Thema. Worum ist es gegangen?«

»Nun, die Leute erzählten — mit Leute meine ich den Wirt Conna —, daß die Umgebung der Kapelle verflucht gewesen ist. Man hat dort, so berichtet die Überlieferung, etwas begraben, das nicht wieder an die Oberfläche steigen soll. Menschen waren es wohl nicht, die sich für die Taten verantwortlich zeigten, und die Sache liegt auch so lange zurück, daß in keinem Geschichtsbuch etwas

davon steht, sondern sich nur die Legende oder Sage gehalten hat.«

»Der Wirt hat es Ihnen berichtet?« fragte Suko.

»Ja.«

Suko drehte sich auf seinem Stuhl. »Mr. Conna, würden Sie für einen Moment herkommen?«

»Ja, natürlich, gern.« Conna wischte die Hände an seiner Schürze ab. Den Industriellen bedachte er mit einem scheuen Blick, während er sich neben Suko niederließ.

»Haben Sie keine Furcht«, sagte der Inspektor, »und erklären Sie mir bitte, was alles geschehen ist.«

»Es war furchtbar«, flüsterte der Wirt. »Wie gesagt, man redete kaum davon, man hatte Angst, man...« Er hob die Achseln.

»Beginnen Sie bitte von vorn!«

Conna nickte. »Da war einmal die Kapelle. Sie diente uns als Kirche.«

»Das haben Sie noch erlebt?«

»Nein, ich hörte es von den Alten, und die haben es von ihren Vätern vernommen und so weiter.« Er hob die Schulter. »Früher war es eine normale Kapelle. Sie sollte eine Insel gegen die Reformation sein. Hier im Süden war man katholisch und ist es noch geblieben. Wir haben unseren Glauben gehalten. Die Kapelle sollte ein Schutz sein. Nicht nur gegen Andersgläubige, sondern auch den Ort behüten, der sie umgab. Der Legende nach soll dort eine Druiden-Königin mit all ihrem Schmuck und Geschmeide begraben worden sein. Sie war schlecht, denn sie strebte nach Werten, die von den Priestern nicht anerkannt werden konnten. Für sie war das Gold wichtiger als alles andere.«

»Wie hieß die Dame denn?« fragte Suko.

»Chilea.«

»Da haben wir es«, meldete sich Steel mit seiner Blechstimme. »Es scheint alles zu stimmen. Das Grab, der Mord an meinem Mann. Wir

müßten da aufräumen.«

»Wenn Sie sich nicht mal übernehmen«, erwiderte Suko. Sogar der Wirt überwand seine Angst und fügte ein heftiges Nicken hinzu.

»Ich habe gute Leute!«

»Sir«, sagte Conna, »ich möchte Ihnen nicht widersprechen, aber ich glaube, daß Sie mit normalen Mitteln dagegen nicht ankommen werden. Die Druiden-Magie ist stark!«

»Trotzdem werden wir sie vernichten!«

»Versuchen Sie es, Sir. Aber seien Sie um Himmels willen vorsichtig! Man kann sehr leicht sein Leben verlieren.«

»Erzählen Sie weiter!«

Der Wirt nickte. »Natürlich, entschuldigen Sie. Die Kapelle wurde also entweiht, und es fand sich niemand, der sie wieder so herrichtete, wie sie zuvor gewesen war, denn inzwischen hatten die in der Erde schlummernden Kräfte bemerkt, daß sie nicht mehr im Zaum gehalten wurden und kamen frei. Die Menschen sahen plötzlich geheimnisvolle Schatten, die...«

»Wie Voring!« unterbrach Steel.

Diesmal ließ Conna sich nicht aus dem Konzept bringen. »Unsere Vorfahren wußten genau, was sie taten. Sie haben die Kapelle nicht umsonst an diesen Ort gesetzt, aber nach der Entweihung hielten andere Kräfte darin Einzug. Sie übernahmen das Gemäuer. Die Schatten waren jetzt die richtigen Herren. Überall hockten sie. In den Wänden hatten sie sich verteilt und lauerten, um diejenigen zu vernichten, die sich zu sehr in ihre Nähe wagten. Es war schlimm.«

»Gab es Tote?« fragte Suko.

»Von den Dörflern nicht. Wir wußten ja Bescheid und mieden die Umgebung.«

»Aber der Schatz existiert noch?«

»Das stimmt.«

»Hat niemand versucht, ihn zu heben?«

Steel wollte sich wieder einmischen, Sukos scharfer Blick traf ihn, da blieb er ruhig.

»Wir konnten ja den Mund halten. Uns interessierte das alte Druidengold nicht, denn wir wußten, daß jeder, der versucht, die Truhe zu öffnen, vom Fluch der Druiden-Königin getroffen wird. Sie wartete nur darauf, wieder zurückkehren zu können. Als Geist oder Untote würde sie das Grauen verbreiten und...«

»Verstehe«, sagte Suko. »Und was ist mit den Schatten? Gehören sie auch zu ihr?«

»Diese Frage kann ich Ihnen nicht genau beantworten. Darüber wird immer spekuliert.«

»Versuchen Sie es.«

»Man bezeichnet die Schatten auch als die Seelen ihrer Grabbewacher. Sie sollen die Stelle hüten und abschirmen, damit niemand versucht, das Grab zu öffnen.«

»Aber da sind noch Arme aus der Erde gekommen, wie mir berichtet wurde«, sagte Aaron Steel.

»Das können sie gewesen sein.«

Steel lachte trocken. »Die Schatten?«

»Nein, Sir, die Bewacher.«

»Reden Sie keinen Blech. Die sind doch tot.«

Das Gesicht des Wirts verschloß sich. Er neigte seinen Kopf und flüsterte: »Sir, nicht alles, was tot in dieser Erde liegt, ist wirklich vernichtet. Daran sollten Sie denken. Sie müssen hier einfach umdenken, glauben Sie mir.«

»Es fällt mir schwer.«

»Das kann ich verstehen, Sir, aber es ist so!«

Suko wollte widersprechen. »Wie ernst nehmen Sie die Warnungen, Mr. Steel?«

»Man wird sehen.«

»Wollen Sie noch immer den Schatz heben?«

»Deshalb bin ich hier.«

Conna wurde bleich. »Um Gottes willen, Sir, versündigen Sie sich nicht. Lassen Sie die Finger vom Schatz der Königin. Es könnte Ihr Ende sein. Wirklich.«

»So leicht stirbt man nicht.«

»Sie hatten noch nie mit der Druiden-Magie zu tun?« erkundigte sich Suko.

»Wie sollte ich.«

»Dann können Sie auch nicht so daherreden.«

»Reißen Sie sich zusammen, Inspektor«, griff Iris Askin ein. »Denken Sie daran, wen Sie vor sich haben.«

»Das habe ich mir bereits gedacht.«

»Scheint mir aber nicht so.«

»Doch, Miß Askin. Ich habe hier einen alten, sturen und starrsinnigen Ignoranten am Tisch sitzen.«

Suko hatte so laut gesprochen, daß er auch von den übrigen Männern gehört worden war. Die wurden von Steel bezahlt und sahen sich veranlaßt, für ihr Geld etwas zu tun. Sie konnten ihren Boß nicht beleidigen lassen und kamen vor, wobei sie um den Tisch einen Kreis bildeten.

Suko schaute ihnen spöttisch lächelnd entgegen. »Wollen Sie hier eine Schlägerei provozieren?«

»Wenn es sein muß, bringen wir dir Manieren bei, Chinese«, erklärte Gerald Voring.

»Laß es«, befahl Steel. »Es hat keinen Sinn.«

»Das meine ich auch.« Suko lehnte sich wieder zurück. »Mr. Steel, ich möchte Sie und Ihre Männer vor diesem Druiden-Zauber warnen. Wenn Sie sich nicht an die Spielregeln halten, kann es für Sie tödlich enden.«

»Und wie sehen diese Spielregeln aus?«

»Verzichten Sie auf den Schatz!«

Aaron Steel schaute den Inspektor an, als hätte dieser ihm ein unanständiges Angebot unterbreitet. Zuerst wollte er noch lächeln, dann verzerrte sich sein Gesicht, und er flüsterte: »Wissen Sie eigentlich, was Sie da verlangen, Mann?«

»Ja.«

»Was denn?«

»Ich will Ihr Leben retten. Und das dieser Frau am Tisch und das der Männer.«

Das Gesicht des alternden Industriellen veränderte sich auf eine fast erschreckende Art und Weise. Die Wangen wurden noch dünner, dann zog sich der Mund in die Breite, und Suko kam es vor, als würde die Haut aus Gummi bestehen.

»Wissen Sie eigentlich, was Sie da gesagt haben, Inspektor?«

»Natürlich.«

»Sie!« zischte der Mann, und Haß schwang in seiner Stimme mit.
»Sie!«

Er sprühte Speichel über den Tisch. »Sie wollen den verdammten Schatz für sich allein haben und Ihr mieses Polizistengehalt damit ein wenig aufbessern. Stimmt's?«

»Sie sind verrückt!« stellte Suko trocken fest.

Nach dieser Antwort griff Voring ein. Er stand hinter Suko. Der Inspektor wußte es wohl, doch er sah den Schlag nicht, der seinen Nacken traf. Es war ein gemeiner Hieb, der Suko kleiner machte, weil er durch die Kraft zusammensackte und sich nur halten konnte, da er sich an der Tischkante abstützte. Durch seinen Kopf zuckten die Schmerzwellen, aber über seine Lippen drang kein Laut.

»Soll ich noch mal, Chef? Diesen Bullen vernasche ich auf nüchternen Magen.«

»Ich habe dir nicht befohlen, daß du schlagen sollst. Voring. Geh weg!«

»Klar, Chef, klar.« Voring verschwand grinsend und rieb sich

dabei die Faust.

Suko hatte den Treffer einigermaßen weggesteckt. Er setzte sich wieder normal hin. Als er den Kopf drehte, schmerzte sein Nacken. Der Chinese schaute Voring an. »Das hat du nicht umsonst getan«, erklärte er, »darüber werden wir noch reden!«

»Meinetwegen.«

Iris Askin war etwas blaß geworden und hatte die Lippen aufeinandergepreßt, während ihr Chef mit der Hand durch die Luft wischte. »Also, wo waren wir stehengeblieben?«

»Beim Schatz«, sagte seine Sekretärin.

»Gut, Inspektor. Sie haben es gehört. Sie können es mir nicht verbieten, ihn zu heben. Und da dort etwas Mysteriöses passiert ist, werden Sie uns begleiten, weil es Ihr Job ist.«

»Selbstverständlich komme ich mit.«

»Dann wäre ja alles klar.«

»Und wann?«

Aaron Steel lachte. Dieses Lachen hörte sich fast so an wie das Meckern einer alten Ziege. »Beim Anbruch der Dämmerung werden wir losziehen!«

Suko stand auf. »Wie Sie meinen, Mr. Steel. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich solange auf mein Zimmer gehe?«

»Gefällt es Ihnen hier nicht?«

»Das ist eben Geschmacksache.«

»Dann verschwinden Sie.«

Suko ging. Auch der Wirt erhob sich und lief hinter dem Inspektor her.

»Warten Sie noch, Sir, ich führe Sie hoch.«

Suko war schon stehengeblieben, und zwar vor Voring.

»Willst du noch einen?« fragte dieser und ballte seine kräftige Hand zur Faust.

»Erst später«, erklärte Suko, drehte sich halb herum und schlug aus

der Drehung nach hinten.

Sein angewinkelter Arm streckte sich gedankenschnell. Auch die Handkante war gekrümmt.

Und sie traf voll.

Voring wurden die Beine weggerissen. Er fiel zwischen einige Stühle und landete auf der Tischplatte, von der er langsam nach unten rutschte, bevor er bewußtlos liegenblieb.

»Er wollte eine Antwort«, sagte Suko zu den anderen gewandt. »Ist hier noch jemand, der...«

Wieder lachte Steel meckernd. »Gut gemacht, Inspektor. Ich glaube fast, daß ich Sie unterschätzt habe. Ja, das glaube ich. Mal sehen...«

Suko erwiderte nichts und ging.

Der Wirt begleitete ihn und freute sich, daß einem der Kerle das große Maul gestopft worden war.

Vor mir lag das Druidengrab!

Still, unbeweglich. Keine Schatten mehr, keine menschlichen Stimmen, nur das geheimnisvolle Wispern der Blätter, wenn sie vom Wind geschüttelt wurden.

Die Natur sprach. Sie besaß tausend Stimmen, die sich mit denen eines geheimnisvollen Geisterreichs vereinigten. Dieser Ort war nicht gerade verflucht, aber es ballte sich hier eine ungemein starke Magie zusammen, die auch ich zu spüren bekam. Mein Kreuz zeigte sie mir an. Wäre die Magie verschwunden gewesen, hätte es normal ausgesehen. So aber schimmerte es nach wie vor in diesem unerklärlichen und geheimnisvollen Grün nach. Es lag auf der Hand, daß ich nicht ewig hier sitzen konnte. Die Initiative mußte von mir selbst in die Hand genommen werden, und so schob ich mich vorsichtig in die Höhe.

Unter meinen Füßen knackte altes Geäst, als ich die ersten Schritte nach vorn tat. Das Farnkraut mußte ich zur Seite drücken und hatte

freie Sicht auf die Grabstätte.

Ich schritt auf sie zu.

Noch immer bewegte ich mich vorsichtig, denn ich war darauf gefaßt, irgendwelche Überraschungen zu erleben. Es war nicht weit, schon bald hatte ich den äußeren Ring erreicht, wo die Helfer des Druiden in der Erde versunken waren.

Dort blieb ich stehen.

Es war nichts zu spüren. Mit beiden Füßen stand ich auf einem völlig normalen Boden. Ein wenig weich vielleicht, weil die Erde erst frisch aufgeworfen war, ansonsten gab es nichts, was mich hätte stören können.

Ich schritt weiter.

Sehr deutlich war zu sehen, wo sich das Grab befand. Ich hatte schon daran gedacht, es wieder aufzuschaukeln, aber mit bloßen Händen war das sehr schlecht möglich.

Deshalb wollte ich etwas anderes probieren. Vielleicht konnte ich die geheimnisvollen Schatten locken, um sie anschließend zu überwinden. Das wäre wirklich nicht schlecht gewesen.

Den ersten Schritt setzte ich auf das Grab, zog das linke Bein nach und blieb in der Mitte stehen.

Dort wartete ich ab.

Äußerlich tat sich nichts, aber mein Kreuz veränderte sich. Die Farbe nahm einen intensiveren Ton an. Damit hatte ich gerechnet. Es reagierte, ohne daß ich etwas dazu getan hatte.

Ich war gespannt, was noch folgen würde.

Sollte ich es aktivieren?

Eigentlich blieb mir keine andere Möglichkeit. Beim erstenmal hatte mich die Magie des Kreuzes hier in die Vergangenheit geschafft. Würde es mich bei einer zweiten Aktivierung auch wieder zurückschleudern? Eigentlich konnte ich daran nicht glauben, dennoch sah ich keine andere Chance.

Noch einmal holte ich tief Luft, konzentrierte mich auf den wichtigen Augenblick und rief die Formel.

»Terra pestum teneto — Salus hic maneto!« Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hierbleiben.

So lautet die Übersetzung, und ich hoffte, daß sie gerade in diesem Fall zutraf.

Zunächst geschah nichts. Ich stand da und wartete, bis ich einen entfernten Ruf vernahm.

Der Schrei war aus der Tiefe des Grabes aufgeklungen, und er brach blitzschnell ab.

Also doch...

Und dann kamen sie.

Als hätte ich sie durch mein Kreuz gerufen, drehten sie sich an den Stellen aus dem Boden, wo die sechs Diener des Druiden begraben worden waren. Aber nicht sie kamen, sondern ihre Schatten. Mit lebenden Toten, die aus der Erde stiegen, konnte ich etwas anfangen, das hatte ich schon des öfteren erlebt, aber nicht mit diesen geheimnisvollen Schatten, die sich aus den Tiefen lösten und gegen die ich keine Waffe besaß, denn sie bestanden nicht aus Materie, sondern waren feinstofflich.

Guywano hatte sie zum Hüter des Grabes ernannt, und diese Aufgabe nahmen sie ernst.

Ich war eingekreist.

Vor, neben und hinter mir lauerten die gestaltlosen Wesen, um den Kreis immer enger zu schließen und sich in meine Richtung zu drängen. Ich hatte das Kreuz aktiviert, doch diesmal hatte es mir nicht helfen können und sich auf die andere Seite gestellt.

Es war zum Heulen...

Kein Geräusch war zu vernehmen. Zwar berührten die Schatten noch den Boden, doch sie strichen wie der Wind durch das Gras. Ich spürte ihre Nähe. Es war ein seltsamer Druck, der mich umfängen

hielt, und innerhalb meines Körpers begann ein unnatürliches Vibrieren. Irgend jemand schien das Blut aus meinen Adern gesaugt zu haben, um sie statt dessen mit elektrischem Strom zu füllen.

So jedenfalls kam ich mir vor.

Nur übertrug sich das Zittern nicht auf Arme oder Beine, sondern blieb allein auf das Innere des Körpers beschränkt.

Verdammt, weshalb hatte das Kreuz nicht reagiert!

Ich starrte es an wie ein im Meer treibender Schiffbrüchiger die an ihm vorbeiziehende Planke, nach der er greifen wollte. Fast höhnisch schienen mich die Zeichen der Erzengel anzulachen, denn sie strahlten in einem intensiven Grün.

Das M für Michael, das G für Gabriel, das R für Raffael und das U für Uriel.

Gegen den Teufel hatte mir das Kreuz so oft geholfen, hier behielt es seine Kräfte für sich. Meine Kehle wurde trocken. Der Körper schien sich verändert zu haben, ich spürte ihn zwar noch, aber er war seltsam leicht geworden, und als ich versuchte, mich zu bewegen, schaffte ich keinen Schritt.

Ich blieb auf dem Grab.

Und ich hörte die Stimme.

Es war ein fürchterliches Grunzen und Jaulen, das mir aus der Tiefe entgegenklang. Ein Heulen und Jammern, wie es nur jemand ausstoßen konnte, der unter großem Druck stand oder starke Schmerzen litt. Dort erwartete man mich...

Aber ich wollte nicht.

Nein, nicht in dieser schrecklichen Vergangenheit ein noch schrecklicheres Dasein führen, um irgendwann einmal... Die Schatten waren da!

Ich hatte nichts dagegen unternehmen können, und ihre nahe Anwesenheit unterbrach meine Gedanken.

Noch tanzten sie vor meinen Augen in einem zuckenden, wilden

Reigen, der von den aus der Tiefe dringenden Lauten begleitet wurde. Bald würde es anders aussehen, dann hatten sie mich und... Sie fielen über mir zusammen.

In diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, zu sterben. Einen fürchterlichen Tod zu erleiden, denn in meinem Körper spielten sich Dinge ab, über die ich kaum noch nachdenken konnte, weil sie für mich einfach nicht faßbar waren.

Alles veränderte sich.

Mein Blut, die Adern, die Gefäße, und ich hatte das Gefühl, mich aufzulösen.

Starr schaute ich auf meine rechte Hand, mit der ich das Kreuz umklammert hielt. Die Erkenntnis traf mich schockartig. Ich hatte nicht nur das Gefühl, mich aufzulösen, meine Konturen verschwammen bereits. Und zwar in Höhe des Gelenks, wo die Kraft des Kreuzes nicht mehr so wirksam war.

Die Furcht wurde zur Todesangst!

In diesen Augenblicken kam ich mir vor wie damals, als man mich auf den Zeiger der Knochenuhr gespannt hatte. Auch da war ich ohne Chance gewesen. Nur hatte man mich an die Uhr gefesselt gehabt, hier war ich frei und stand dennoch in einem Bann, denn die unheimliche Magie der Druiden und das Erbe Aibons ließen mich nicht mehr los. Auflösen würde ich mich...

Deshalb die Vibrationen in meinem Körper, die wahrscheinlich ein Zeichen oder Vorzeichen für diese Auflösung waren. Oder nicht?

Es ging mir wieder etwas besser, als ich noch einmal auf meine Hand schaute.

Das Gelenk war wieder vorhanden. Dafür leuchtete das Kreuz noch stärker, und ich hatte das Gefühl, als wäre es dabei, gewaltige Gegenkräfte aufzubauen.

Auch veränderte sich dabei das Material. Silber oder eine Silberlegierung ist nie so hart wie Stein, aber auch nicht weich, wie

ich es jetzt zwischen meinen Fingern spürte, wobei ich das Gefühl hatte, es zusammenpressen zu können. Um mich herum tanzten die Schatten. Böse Geister, amorphe Wesen, die mich haben wollten, mich berührten, wieder zurückzuckten, zerflatterten, sich sammelten, zusammenballten, um eine erneute Attacke gegen mich vorzubereiten. Scheußlich...

Mutterseelenallein stand ich auf diesem verdamnten Grab, starrte auf den weichen Boden und lauschte den Schreien nach, die noch immer aus der Erde drangen.

Wollte man mich holen?

Ja!!!

Ich hatte das Gefühl, verrückt zu werden, denn plötzlich sah ich meine Füße nicht mehr.

Eine unheimliche Kraft drückte auf meinen Körper oder schien von unten zu ziehen.

Jedenfalls konnte ich nichts dagegen tun, von dieser Kraft in die Tiefe des Grabs geholt zu werden...

Die Dämmerung kam wie Riesenhände, die aus langen Schatten bestanden und den Himmel allmählich überdeckten. Sie nahmen das Licht der Sonne und drückten es weit zurück, damit sie in der Nacht den nötigen Platz schufen, um sich ausbreiten zu können. Suko war nicht in seinem Zimmer geblieben, hatte einige Runden durch den Ort gedreht und mit Menschen gesprochen. Die Leute waren sehr schweigsam gewesen. Außerdem hatte es sich herumgesprochen, daß Fremde in diese »Idylle« eingefallen waren, um einen schrecklichen Frevel zu begehen, weil sie den Schatz heben wollten. Es hatte Suko viel Überredungskünste gekostet, um von den Menschen mehr zu erfahren. Anscheinend hatten sie zu der Polizei doch noch mehr Vertrauen, wenn es in Scargy Bridge selbst auch keinen Konstabler gab, der mit dem Auge des Gesetzes wachte.

Große Neuigkeiten hatte der Inspektor nicht erfahren. Das meiste waren Warnungen gewesen. Jeder, der die Geschichte kannte, mied die Nähe der Kapelle und die des Grabs.

»Gehen Sie nicht hin!«

Suko hatte die Worte gehört, ihm fehlte auch nicht der Glaube, nur war es sein Job, sich um außergewöhnliche Phänome zu kümmern, und deshalb mußte er einfach die Ratschläge in den Wind schlagen und sich an der Ausgrabung des Schatzes beteiligen.

Zwei besonders mutige Männer aus dem Ort hatten sich dennoch - geschützt durch Kreuz und Weihrauch - zu dieser Grabstelle gewagt und die Öffnung wieder zugeschaufelt.

Vielleicht hatten sie die Truhe gesehen. Zugeben wollten sie es allerdings nicht.

Suko schaute zum Himmel, sah die dunklen Schatten und ging den Weg wieder zurück, den er auch zuvor gegangen war. Der kleine Ort gefiel ihm. Er strahlte eine Ruhe aus, die man mit dem Begriff Behaglichkeit umschreiben konnte.

Wenn nur nicht diese unheimliche Legende gewesen wäre. Egal, mit welchen Mythen der Völker man sich abgab. Überall spielten Schätze eine Rolle, denn immer hatten Menschen versucht, auf nicht normale Art und Weise reich zu werden.

Als Suko auf die parkenden Wagen zuing, sah er, daß der MG besetzt war. Sein Verdeck war noch nach hinten geschlagen. Suko erkannte den dunklen Haarschopf der Sekretärin Iris Askin. Sie saß hinter dem Steuer und rührte sich nicht. Suko hatte den MG schon fast passiert, als sie ihn ansprach.

»Inspektor.«

Der Chinese drehte sich um. »Ja?«

Iris hatte die Beine übereinandergeschlagen. Sie saß schräg, damit sie den nötigen Platz bekam. Suko konnte ihre gebräunten Oberschenkel sehen.

»Ich habe auf Sie gewartet, Inspektor.«

Der Chinese lachte. »Wieso auf mich?«

»Weil ich mit Ihnen reden möchte.«

»Hier?«

»Ja, steigen Sie ein.«

»Sie wollen wegfahren?«

»Nein, aber sprechen.«

»Bitte.« Suko hob die Schultern. Er öffnete die zweite Tür. Iris rutschte zurück und zog den Rock glatt. Suko fragte sich, weshalb sie ihre Hose gegen den Rock getauscht hatte. Wollte sie vielleicht jemand damit reizen? Bei diesen Frauen war man sich nie sicher. Es war eng im Cockpit des MG. Da berührten sich die beiden Körper zwangsläufig. Durch den dünnen Stoff spürte Suko die Wärme der Frauenhaut.

»Und was wollten Sie mir sagen?« begann er.

»Ich wollte Sie fragen, ob wir überleben werden.«

Suko lachte. »Das weiß ich doch nicht. Ich bin kein Hellseher.«

Sie nickte. »Die Frage war vielleicht etwas dumm formuliert. Wie stehen unsere Chancen?«

»Schlecht.«

»Wieso?«

»Weil man die meisten Leute, die an diesem Fall beteiligt sind, als Ignoranten bezeichnen kann. Auch Sie machen da keine Ausnahme, Miß Askin. Das muß ich Ihnen leider sagen.«

Auf einer kleinen Konsole lagen Zigaretten. Nervös zündete sie sich ein Stäbchen an, nickte und sagte: »Das kann ich sogar verstehen, was Sie mir da gesagt haben. Ich dachte mal so, Inspektor, aber nun denke ich anders. Ich habe mich geändert.«

»Das ist gut.«

»Sie halten es also für Wahnsinn, was wir da tun?«

»Ja und nein. Es ist meine Arbeit. Nur will Ihr Chef in seiner Gier

an den Schatz. Das ist gefährlich.«

Sie hob die Schultern. »Das müssen Sie verstehen. Er hat alles, er kann alles bekommen, er braucht neue Aufgaben, um sich zu bewähren, das ist bei einem Mann wie ihm eben so.«

»Aber nicht auf diese Art und Weise. Da gibt es genügend Möglichkeiten, sich anderswo zu bewähren. Auf so etwas sollte er verzichten.«

»Wenn ich ihm das sage, dreht er durch.«

»Dann ist ihm nicht zu helfen.« Suko suchte nach dem Türgriff.
»Noch etwas?«

»Nein, eigentlich nicht.« Iris lächelte fahrig. »Entschuldigen Sie, daß ich ein wenig, na ja, sagen wir hochnäsig zu Ihnen war, aber ich hatte das Gefühl, als würden Sie mit uns spielen und nahm die ganze Sache auch nicht ernst.«

»So etwas bin ich gewohnt«, erwiderte Suko. »Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so tun Sie sich selbst den Gefallen und bleiben einfach hier.«

»Das kann ich nicht.«

»Es wäre aber besser.«

»Mein Chef würde mich feuern.«

»Sie hätten zumindest die Sicherheit, Ihr Leben zu behalten. Das sollte alles andere aufwiegen.«

Iris Askin schaute Suko starr an. »Eigentlich haben Sie recht«, flüsterte sie.

»Iris!«

Die Stimme schallte über den kleinen Platz. Sie gehörte Aaron Steel, und Suko stieg endgültig aus.

»Ich stehe auf Ihrer Seite«, sagte die Frau so leise, daß nur Suko die Worte verstehen konnte.

Er nickte und wandte sich dem Eingang des Gasthauses zu. Aaron Steel stand schon vor der Tür. Seine Gorillas hielten ihn unter

Schutz. Sie hatten sich hinter ihm aufgebaut. Im Gegensatz zu ihnen wirkte er klein, beinahe zwergenhaft.

Plötzlich kam Wind auf, fuhr über den Platz, schüttelte das Laub der Bäume und wehte auch den hellen Rock der laufenden Iris Askin in die Höhe, die auf ihren Chef zueilte.

Suko ließ es langsamer angehen.

»Was haben Sie denn da getrieben?« fragte Steel.

»Ihre Sekretärin unterhielt sich mit mir.«

»Und worüber?«

Suko blieb stehen und lächelte. »Ich glaube nicht, daß wir Ihnen darüber Rechenschaft abgeben müssen.«

»Iris!«

»Sir, ich habe den Inspektor nur danach gefragt, ob es sehr gefährlich werden kann.«

»Wenn wir dabei sind, nicht. Sie lassen jetzt Ihren Wagen stehen und fahren mit mir.«

»Jawohl, Sir!« Iris stimmte zu, obwohl es ihr nicht paßte. Das sah ihr Suko deutlich an.

»Kennen Sie den Weg?« wandte sich der Industrielle an den Inspektor.

»Ich habe ihn mir beschreiben lassen.«

»Dann fahren Sie vor.«

Die Männer verteilten sich auf die Fahrzeuge. Bevor Iris Askin in den Rolls stieg, warf sie Suko noch einen beschwörenden Blick zu. Dann verschwand sie in der Luxuslimousine.

Der Inspektor hatte bereits in seinem Leih-Toyota Platz genommen. Mit ihm, dem Rolls und einem deutschen Opel waren es drei Wagen, die den Parkplatz verließen.

Langsam rollte Suko an.

Er schaute durch die Frontscheibe hoch zum Himmel. Die schwarzen Wolken dort oben waren nicht allein durch die

Dämmerung entstanden. Da zog auch noch etwas anderes herbei. Vielleicht ein Unwetter. Ein Wahnsinn, diese Fahrt, dachte der Inspektor. Er hatte das Gefühl, die Personen hinter ihm mit offenen Augen ins Verderben zu führen...

Ich sank ein!

Eingebildet hatte ich es mir nicht, denn ich konnte bereits die untere Hälfte meiner Schienbeine nicht mehr erkennen, weil sie der Boden verschlungen hatte.

Es war der reine Wahnsinn. Dabei kam ich mir vor wie auf einer Sumpffläche stehend, doch das hier war kein Sumpf, sondern normale Erde, nur eben durch eine unheilvolle und für Menschen tödliche Druiden-Magie aufgeladen, die sich nichts mehr nehmen ließ, was sie einmal in den Klauen hatte.

Auch ich schaffte es nicht, obwohl ich mein Kreuz aktiviert hatte. Oder vielleicht deshalb.

Der Boden war weich wie ein gieriges Maul. Ich zerrte mein rechtes Bein in die Höhe, spürte nur die Anspannung der Muskeln, die sich zu einem Schmerz ausbreitete, mehr geschah nicht.

Das Bein blieb stecken.

Und auch das andere, das linke, als ich einen zweiten Versuch startete. Es gab nichts daran zu rütteln. Das verfluchte Grab hielt mich wie einen Gefangenen.

Was konnte mich erwarten?

So schaurig und makaber es war, aber ich mußte mich mit dem Gedanken allmählich vertraut machen. Dabei schaute ich in die Höhe, sah die Sonne, und fragte mich, ob es die letzte Sonne gewesen war, die ich je in meinem Leben zu sehen bekommen hatte. Dazu noch in einer fernen Vergangenheit.

Das Grab kannte keinen Pardon. Die in ihm schlummernden Kräfte hatten sich formiert, um mich, den Feind, auszulöschen. Trotz des

Kreuzes?

Immer wieder kam ich darauf zurück. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß mein wertvollstes Schutzmittel mich auch nach der Aktivierung so im Stich lassen würde.

Es tat nichts.

Zwar blitzte es hin und wieder an allen möglichen Stellen auf, es schoß auch Strahlen ab wie eine Laserkanone, aber die richteten sich nur gegen die Schatten, damit sie es nicht schafften, mich zu vernichten. Es war schon schlimm, das alles zu begreifen, wobei ich trotz der miesen Lage hoffte, daß es irgendwann einmal noch zu einer Entscheidung in meinem Sinne kommen würde.

Die Schatten hielten einen gehörigen Abstand. Sie schienen meinen langsamen Tod zu beobachten und regelrecht zu genießen, denn sie trauten sich nicht näher heran. Und ich sank tiefer. Bis zu den Oberschenkeln steckte ich bereits in der Erde. Ich versuchte meine Zehen zu bewegen, was aber nicht möglich war, ebensowenig wie die Beine, denn die Gegenkraft hielt fest.

Ich dachte darüber nach, wie es wohl sein würde, wenn die Luft immer knapper wurde.

Ich hatte schon gefährliche Szenen erlebt, wo ich fast erstickt wäre. Da hatte ich dann in einem Sarg gelegen oder war unter Wasser gewesen, doch in diesem Fall würde ich, wenn ich mit dem Kopf unter die Erde geriet, den Schlamm, den Sand, den Dreck, das Gras und die Kleinsttiere in den Mund bekommen.

Was mochte es für ein Gefühl sein, wenn Würmer in den Rachen glitten oder Käfer in der Mundhöhle krabbelten?

Mir kam der Magen hoch, als ich mich mit dieser Vorstellung beschäftigte. Ich atmete tief durch die Nase, um das Würgegefühl zu unterdrücken. Völlig schaffte ich es nicht. Die Angst vor dem schrecklichen Ende war einfach zu groß.

Sie fraß sich immer weiter und auch tiefer in meine Seele hinein.

Wie ein hartes Stechen war es, das die Seele fast zerriß, mir die Kehle zuschnürte, und ich Schwierigkeiten bekam, überhaupt Luft zu bekommen.

Nach wie vor umklammerte meine rechte Hand das Kreuz. Sie hielt es wie einen Rettungsanker, nur würde der mich nicht an der Oberfläche halten, sondern immer mehr in die Tiefe zerren, wo ich elendig erstickte oder vielleicht durch eine außergewöhnliche Magie zu einem lebenden Toten wurde und in der Vergangenheit als Zombie umherirrte. Verrückt...

Ich hatte gelesen, daß manche Leute wahnsinnig werden, wenn sie dicht davorstehen, mit dem Tod in Berührung zu kommen. Ich war nicht mehr weit davon entfernt, denn der verdammte »Sumpf« reichte mir schon bis zur Brust.

Und ich sank tiefer...

Meine Arme hatte ich angewinkelt, so daß sie sich noch über der Oberfläche befanden. Ich nahm mir vor, die rechte Hand so lange aus dem Sumpf zu halten wie eben möglich, so daß mein geweihtes Kreuz als letztes Zeichen und gleichzeitig als Untergang der Weißen Magie zu sehen war.

Es glich einer seelischen Quälerei, so zu denken, aber ich konnte in diesen fürchterlichen Augenblicken nicht anders und nahm, da ich wieder tiefer gerutscht war, schon den Geruch der Erde auf, die sich nicht mehr weit von meinem Kinn entfernt befand. Die Angst steigerte sich...

Als salzige Flüssigkeit, die nach unten rann, lag der Schweiß auf meiner Stirn.

Jetzt spürte ich die Erde am Hals. Sie war kalt und erinnerte mich an ein Würgeband.

Ich spie aus.

Die Augen mußte ich verdrehen, um in die Höhe schauen zu können. Wieder sah ich die blasse Sonne. Sie gab mir einen letzten Gruß.

Dann schoben sich die Schatten dazwischen. Lautlos huschten sie heran und über das Grab.

Vor ihnen schützte mich das Kreuz. Die Zeichen an seinen vier Enden strahlten stärker auf und vertrieben das Grauen.

Aufhalten konnten sie meinen Niedergang nicht.

Ich hatte den Mund weit geöffnet, atmete tief ein, hustete, spie und röchelte, denn die ersten Grashalme legten sich auf meine Lippen. Der Erdgeruch wurde intensiver. Ich glaubte, den Tod zu riechen. Eine Mischung aus Moder, Grab, Verwesung, Leichengestank... Es ging noch tiefer.

Etwas schien sich um meine Fußknöchel geklammert zu haben. Vielleicht Hände oder Krallen, irgendein unbekanntes Etwas, das an mir zerrte und mich vernichten wollte.

Ein Ruck.

Die Welt versank. Ich sah sie nicht mehr, ich bekam keine Luft mehr, meine Hand schaute noch aus dem Boden.

Den Atem hatte ich angehalten, die Dunkelheit war perfekt, der Druck schien mich erwürgen zu wollen, und ich spürte seltsamerweise noch den Wind, der wie ein Abschiedsgruß über die Finger strich, die aus der kalten Erde schauten.

Dann hatte mich die Druidenerde verschlungen!

Es war schon eine seltsame Kavalkade aus Autos, die in das unbekannte Gelände vorstieß. Um besser sehen zu können, hatte Suko die Scheinwerfer eingeschaltet. Der Lichtteppich tanzte über den Boden, übergöß das Gras mit einem unnatürlichen Schein, der die einzelnen Halme aussehen ließ wie künstliche, dünne Fäden aus einem modernen Plastikmaterial.

Noch konnte Suko über einen Weg fahren. Er war mit Schotter bedeckt. Die kleinen Steine wurden von den Reifen in die Höhe gewirbelt, begannen zu tanzen und hämmerten unter die Karosse. An

die Geräusche hatte sich der Inspektor schnell gewöhnt. Er schaute des öfteren in den Innenspiegel. Das Scheinwerferlicht des ihm folgenden Rolls tanzte ebenfalls und brach sich im Spiegel, wo es Suko, wenn er mal hinschaute, auch blendete.

Die Fahrzeuge stießen in ein seltsames Land vor, das eine kaum zu beschreibende Weite besaß. Hinzu kam die Dämmerung, und das dahinterliegende Sonnenlicht, dessen Strahlen in das Grau hineinstachen, es auf gewisse Art und Weise erhellten, so daß die an sich dunkle Farbe einen unnatürlichen bleichen Anstrich bekam. Die Luft wirkte klar. Auch rein, wenn nicht gerade Staub durch die Autoreifen hochgewirbelt wurde.

Der Weg wurde zum Pfad. Er war nun auch nicht mehr mit Schotter bedeckt. Tiefe Reifenspuren zeichneten ihn, in denen der Toyota hüpfte und Suko durchgeschaukelt wurde.

Das Gelände stieg leicht an. Suko wußte, daß die Kapelle in einer Senke stand, die, von ihm aus gesehen, auf der linken Seite liegen mußte. Deshalb wandte er öfter als gewöhnlich seinen Blick nach links, schaute über die flachen Wiesen und sah dann, als würde es aus dem Boden hochwachsen, den an der Spitze zerstörten Turm der Kapelle. Da lag das Ziel!

Kein Pfad führte dorthin. Um die Kapelle und die Senke zu erreichen, mußte Suko vom Weg ab und quer durch das Gelände fahren. Jetzt schaukelte der Wagen noch mehr. Die Stoßdämpfer beschwerten sich. Suko umklammerte das Lenkrad hart, seine Lippen hatte er zusammengepreßt, die Augen waren weit geöffnet.

Fahles Licht geisterte über den Boden. Mücken und andere Insekten tanzten ihre bizarren Reigen, während sich die düstere Wolkenwand am Himmel von Westen her kommend immer weiter vorschob. Der kleine Abhang, den Suko gefahren war, rollte praktisch in einer Linkskurve aus. Suko bremste seinen Leihwagen ab, löschte das Scheinwerferlicht und stieg aus.

Hinter ihm hatten auch die beiden anderen Wagen gehalten. Noch brannten die Lichter des Rolls, und Suko wurde geblendet, als er hineinschaute. Er drehte den Kopf zur Seite.

Als die Scheinwerfer ausgingen, hüllte Dämmerung die Männer ein. Aaron Steel drückte sich aus dem Wagen. Sein Chauffeur hielt ihm die Tür auf. Der helle Anzug des Industriellen leuchtete wie eine Zielscheibe in die Nacht.

Langsam schlenderte der Mann näher.

Auch Iris Askin hatte den Rolls verlassen. Sie trug nicht die richtigen Schuhe. Die Absätze waren einfach zu hoch, deshalb hatte sie Mühe mit dem Laufen.

»Hier ist es also«, stellte Steel fest, als er neben Suko seinen Schritt verhielt.

»Ja.«

Der Mann drehte sich um. »Stimmt das, Voring? Habt ihr hier gegraben?«

»Ja. Sir.«

»Kommen Sie mal her!«

Voring kam. Er lief sogar. Vielleicht wollte er zeigen, daß ihm Sukos Treffer nichts ausgemacht hatte. Zwischen Steel und den Inspektor schob er sich, wobei er Suko mit einem kalten Blick musterte. Den Schlag hatte dieser Kerl nicht vergessen.

Voring deutete in die Senke. »Da liegt auch der Schatz vergraben.«

Steel nickte. Er schaute sich nur kurz um, weil seine Sekretärin ihn erreicht hatte. »Sie bleiben bei mir, Iris. Egal, wohin ich mich auch wende. Haben Sie mich verstanden?«

»Natürlich, Sir.«

»Dann ist es ja gut.« Steel nickte Suko zu. »Kommen Sie, sehen wir uns den Platz einmal an.« Er lachte wieder meckernd. »Vielleicht kann ich sogar noch selbst mitgraben. Wäre doch mal etwas anderes — oder?«

»Das bleibt Ihnen überlassen«, erwiderte der Chinese.

»Immer noch schlecht gelaunt?«

»Ich bin nur vorsichtig, Mr. Steel.«

»Ja, Sie lassen sich nicht so leicht aus der Reserve locken. Das habe ich gesehen.«

Am Rande der Senke blieben sie stehen und schauten hinunter, wo die kleine Kapelle stand. Voring war mitgekommen, auch Iris. Sie stand neben Suko. Der Inspektor spürte, daß sie zitterte. Eine Windbö wehte in ihrem Rücken und ließ die Kleidung flattern.

»Wenn Sie in die Mitte der Senke schauen, sehen Sie das Grab. Und ein Stück weiter steht die Kapelle.«

»Sehe ich selbst.« Steel war irgendwie grantig.

»Mir geht es mehr um die Wand, wo sich die Schatten aufgehalten haben«, sagte Suko.

»Und auch die Hände.« Voring deutete einen Kreis an. Sie befanden sich praktisch um das Grab herum, wo sie einen schützenden Wall gebildet hatten.

»Ihr Partner wurde durch die Schatten getötet?« hakte Suko noch einmal nach.

»Ja.«

»Sie haben nicht eingegriffen, und man hat Sie auch nicht attackiert«, murmelte Suko mehr im Selbstgespräch. »Ich frage mich nach dem Grund. Können Sie sich den denken, Voring?«

»Nein!«

»Überlegen Sie.«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Leibwächter. »Außerdem passen mir Ihre Fragen nicht. Sie tun gerade so, als würde ich mit den Geistern unter einer Decke stecken.«

»Das glaube ich kaum, aber seltsam ist es schon«, sagte Suko. »Sie entkamen. Weshalb?«

»Weil ich schneller war!« zischte der Mann.

»Genau, das ist es.«

Voring, Steel und Iris Askin schauten Suko erstaunt an. »Wie meinen Sie das?« fragte der Industrielle.

»Kann ich Ihnen sagen. Sie sind nur verloren, wenn Sie sich innerhalb des Kreises befinden, den die Hände praktisch abgesteckt haben. Sobald Sie sich außerhalb aufhalten, haben Sie nichts zu befürchten. Die Magie bleibt auf den Kreis konzentriert. Das ist wahrscheinlich so gewollt worden. Keiner darf sich dem Grab oder der Truhe nähern. Ich jedenfalls habe die Warnung verstanden.«

»Da kann der Bulle recht haben, Chef«, sagte Voring.

Steel bekam einen wütenden Blick. »Kann das vielleicht heißen, daß ich es aufgeben soll, nach dem Schatz zu suchen?«

»So meinte ich es.«

»Da haben Sie sich geschnitten, Inspektor. So viele Hände gibt es nicht, die mich aufhalten könnten. Ich werde den Männern Bescheid geben, damit sie das Grab aufstemmen. Ich will die Truhe. Und ich will sie nicht einmal für mich. Ich stelle den Schatz aus, lasse ihn von den Menschen bewundern, aber jeder, der daran vorbeigeht, wird wissen, wer diesen Schatz gehoben hat. Nämlich ich, Aaron Steel.«

Suko strich sein Haar glatt, das der Wind zerweht hatte. Er wußte, daß er den anderen nicht überzeugen konnte. Zudem hatten seine Männer schon Schaufeln und Spitzhacken aus dem Kofferraum geholt. Sie stützten sich auf diese Werkzeuge und schauten gespannt zu der wartenden Gruppe hin, um von ihrem Boß das Zeichen zu bekommen.

»Haben Sie Angst, Inspektor?« fragte Steel. In seiner hellen Kleidung sah er aus wie ein wütender Rabe, der jeden Augenblick zuhacken konnte. Er stand unter Spannung, die Augen hatte er zu Schlitzeln verengt und schien nur auf einen Widerspruch zu lauern. Suko tat ihm den Gefallen nicht.

»Meine Ansicht kennen Sie, Mr. Steel. Ich werde Sie auch nicht aufhalten.«

»Das wollte ich auch meinen. Sie können aber verschwinden.«

»Nein, den Gefallen tue ich Ihnen nicht. Ich bleibe.«

»Und wo?«

»Nicht hier oben, Mr. Steel. Ich werde mit an den zentralen Ort gehen. Klar?«

»Wollen Sie den Männern helfen?«

»Nicht beim Schaufeln. Vielleicht anders.«

Steel winkte ab. Er ließ Suko stehen und setzte sich in Bewegung. Voring folgte ihm.

Iris blieb noch. Sie schüttelte den Kopf. Suko sah auf ihrem Gesicht eine Gänsehaut.

»Was haben Sie?«

»Ich glaube, der weiß gar nicht, was er tut. Er ist ein alter, sturer Mann.«

»Das stimmt.«

»Wollen Sie wirklich zu diesem Grab gehen, Inspektor?«

»Ich muß. Es ist mein Job.«

»Aber die Lebensgefahr, in die Sie sich begeben.«

»Haben Sie Angst um mich?«

»Irgendwie habe ich um alle Angst. Auch um mich.« Sie schaute mit unbewegtem Gesicht geradeaus und konnte erkennen, daß Steel, schon am Rand der Senke stehend, den Kopf drehte. »Iris!« dröhnte seine Stimme. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie mich begleiten sollen?«

Miß Askin schaute Suko an. »Was meinen Sie? Soll ich zu ihm gehen?«

»Er bezahlt Sie!«

»Ich glaube, ich suche mir einen anderen Job«, sagte die Frau. Sie stiefelte trotzdem los.

Suko blieb noch. Er schaute in die Senke hinein, wo sich die Männer und die Frau versammelt hatten. Im Moment führte Voring das große Wort. Gestenreich erklärte er, was geschehen war. Dabei ließ er die Kapelle auch nicht aus.

Suko gesellte sich zu den anderen. Er hatte seine Dämonenpeitsche in den Gürtel gesteckt. Wenn es sein mußte, war er in der Lage, sie blitzschnell zu ziehen. Er glaubte fest daran, daß ihm diese Waffe mehr half als die Beretta.

Die Männer hatten schon damit begonnen, die Erde abzutragen. Sie benötigten nicht einmal die Spitzhacken. Der Boden war noch aufgelockert genug. Spaten und Schaufeln reichten. Voring arbeitete nicht. Das überließ er den anderen vier Männern, die sein Boß angeheuert hatte.

Suko hielt sich ein wenig abseits, ebenso wie Steel und dessen Sekretärin.

Der Industrielle sagte nichts. Er starrte gebannt dorthin, wo die Männer gruben und dabei ins Schwitzen gerieten, denn es war nicht einfach, die schwere Erde auszuheben.

Sie stachen die Schaufel- und Spatenblätter in den Boden, schleuderten den lehmigen Boden in die Höhe und drangen gleichzeitig in die Tiefe vor.

Es tat sich nichts. Suko kam es vor wie die Ruhe vor dem berühmten Sturm. Nicht nur zu den Männern schaute er, sein Augenmerk galt auch der kleinen Kapelle mit dem zerstörten Turm. Das Gemäuer stand in der Nähe. Die Wände waren noch erhalten. Schatten sah Suko keine in ihnen.

Die Kapelle interessierte ihn. Die anderen hatten keinen Blick für ihn. Auch Steel nicht.

Es kümmerte sich keiner um ihn. Niemand hielt ihn auf. Suko konnte die Senke verlassen.

Er schritt auf die Kapelle zu. Seine Füße schleiften durch das Gras.

Der Boden war nicht knochenhart, eher weich und federnd. Der Inspektor brauchte nur wenige Yards zurückzulegen, um die Kapelle zu erreichen. Er untersuchte die Wand, in der die Vorings die Schatten gesehen hatten.

Nichts war davon festzustellen. Die Fingerspitzen des Inspektors strichen über das rauhe Gestein. Mehr fühlte er nicht. In seinem Rücken hörte er die Geräusche der arbeitenden Männer. Sie schleuderten die schwere Erde hoch, stießen die Spatenblätter wieder hinein und machten weiter.

Manche Kommentare wurden gegeben. Auch Steel sprach. Er feuerte seine Leute durch manchmal zynische Bemerkungen an. Suko kümmerte sich darum nicht. Er hatte die kleine Kirche umrundet und stand nun dort, wo sich der Eingang befand.

Eine Tür war nicht mehr vorhanden. Durch das große Loch des Eingangs konnte der Wind pfeifen. Staub und Dreck lagen auf den Steinen. Suko schob sich durch die Öffnung, stand im Dämmerlicht der kleinen Kapelle und schaute sich dort um.

Ob eine Kirche zerstört ist oder nicht, irgendwie hat der Mensch immer das Gefühl einer gewissen Ehrfurcht. Er spürt etwas von dem, was in der Kirche wohnt.

So erging es auch Suko in fast allen Fällen. Nur hier nicht. Er stand in der Kapelle, und ihm wurde klar, daß diesem Bauwerk das gute Omen fehlte. Der Geist, der hier herrschte, war entweder ein böser oder überhaupt nicht vorhanden.

Suko sah auch keine Bänke. Längst hatte man sie herausgerissen. Weder Bilder noch irgendwelchen Schmuck auf der Platte, die einmal der Altar gewesen war.

Durch die Öffnungen der scheibenlosen Fenster wehte der Wind. Er packte den überall herumliegenden Staub, hob ihn in die Höhe und ließ ihn als Fahnen durch die Kapelle wandern.

Es war nichts da, was Suko irgendeinen Hinweis gegeben hätte.

Die Kapelle war entweiht worden. Niemand dachte daran, sie wieder zu renovieren oder die Risse in den Wänden zu verputzen. Manche waren so groß, daß Suko seine Faust hindurchstecken konnte. Er ließ es bleiben, drehte sich um und wollte wieder zurückgehen. Dabei brauchte er sich nicht sonderlich zu beeilen, das allerdings änderte sich. Plötzlich hörte er den Schrei.

Es war kein Ruf der Angst. Kein Laut der Furcht, sondern ein gellender Schrei der Überraschung. In ihm lag die Freude, der Triumph, und ausgestoßen hatte ihn Aaron Steel.

Er mußte auf die Truhe gestoßen sein!

Das wollte Suko genau wissen. So rasch es ging, verließ er die Kapelle und war kaum draußen, als er bereits entdeckt wurde, denn Steel winkte ihm heftig zu.

»Ja, kommen Sie ruhig näher.« kreischte er. »Los, sehen Sie sich das mal an. Ich habe recht gehabt. Da ist der Schatz, und ich habe bisher keine Geister gesehen.«

Suko gab keinen Kommentar. Auch dann noch nicht, als er neben der ausgehobenen Grube stand und in sie hineinschaute. Die Männer standen um die Grube. Nicht direkt am Rand, denn dort hatte sich Steel aufgebaut. Er schaute in die Tiefe. Der Blick seiner starren Augen war auf die Truhe gerichtet, die seine Leute vom Dreck befreit hatten.

Das Alter war schwer zu schätzen. Wenn sie wirklich schon weit tausend Jahre auf dem Buckel hatte, so wie es die Legende besagte, mußte das Material ein ganz besonderes sein, denn der Deckel war nicht eingefallen, und auch die Seiten der Truhe zeigten noch keine Veränderungen. Man konnte sie aus der Grube heben und öffnen. Wie kam es, daß dieses Holz hielt. Sogar das Schloß war vorhanden. Suko wußte es nicht. Er wollte auch nicht daran glauben, daß die Truhe vertauscht worden war, und hörte neben sich die Stimme des Industriellen. Steel hatte seinen Platz gewechselt.

»Na, Inspektor, was sagen Sie nun? Kein Geist ist uns erschienen. Wir haben keine Hände gesehen, die aus der Erde krochen, niemand griff uns an. Ich glaube, wir haben es geschafft. Trotz Ihrer Unkenrufe und den Warnungen der Bevölkerung. Ich sage Ihnen, das ist alles ein Märchen. Die Leute hier wollten nur nicht, daß jemand die Truhe aus der Erde holt. So sieht die Sache aus.«

»Wenn Sie das meinen.«

»Ja, das meine ich.«

Der Inspektor holte tief Luft. Er traute dem Braten nicht, denn er glaubte, daß sich die andere Seite die Überraschung noch bis zum Schluß aufbewahrt hatte.

»Ich habe nicht gelogen, Sir«, erklärte Voring.

»Das habe ich nicht behauptet. Vielleicht haben die komischen Geister Angst, weil wir zu viele sind.« Steels Zeigefinger wies abwechselnd auf zwei Männer. »Ihr werdet jetzt in die Grube springen und die Truhe aufbrechen. Habt ihr die Stangen?«

»Sie liegen hier.«

»Gut, dann los.«

Suko hätte ihnen noch gern einen Ratschlag erteilt, doch er wußte, daß es vergebene Mühe gewesen wäre. Steel war jetzt, wo er am Ziel seiner Wünsche stand, nicht mehr zu bremsen.

Er schaute zu, wie die beiden von ihm bezahlten Männer in die Grube sprangen. Die Öffnung war groß genug. Sie untersuchten die Truhe und auch das Schloß.

Dann nickten sie.

»Was ist?« fragte Steel.

»Wir müssen sie aufbrechen, Sir. Das Schloß läßt sich nicht mehr öffnen. Dafür brauchen wir Spezialisten.«

»Ja, macht schon.«

Bis auf Suko und Iris hatten die Männer nur Augen für die Truhe. Der Chinese aber behielt die Umgebung im Blickfeld. Er hörte die

Schläge und das Knirschen, als die Männer die Brechstangen an den bestimmten Stellen ansetzten.

Auch Suko wollte zusehen, wenn der Truhendeckel aufschwang. Zuvor schaute er noch die Punkte an, wo laut Vornings Aussage die Hände aus dem Boden gekrochen waren.

Iris sah den Chinesen an. Ihre Augen waren weit geöffnet, das Gesicht trotz des Make-ups blaß.

»Was ist los?« fragte der Inspektor.

»Nichts, wirklich nicht.«

»Schon gut, ich...«

Ein knirschendes Geräusch erklang. Der Deckel war geknackt. Im selben Augenblick schrie Iris Askin gellend auf, denn sie war es, die die Entdeckung gemacht hatte.

Die Truhe interessierte Suko im Moment nicht. Er schaute auf die Frau. In den Knien eingeknickt, leicht starr stand sie da, hatte den Arm ausgestreckt und wies nach vorn. Die Spitze des Zeigefingers zeigte schräg zu Boden.

Das hatte seinen Grund.

Aus einer Öffnung, man konnte sie auch als einen breiten Spalt bezeichnen, quoll nicht nur Rauch. Eingehüllt in dampfähnlichen Schwaden suchten gekrümmte Hände den Weg nach draußen. Suko blickte zurück.

Die Wand der Kapelle interessierte ihn ebenfalls, und er sah das, von dem Voring einmal berichtet hatte.

Schatten zeichneten sich dort ab.

Die Druiden schlugen zurück. Sie hatten nur auf den idealen Zeitpunkt gewartet...

Jetzt mußte ich ersticken!

Nach den normalen Gesetzen gab es einfach keine andere Möglichkeit. Die Erde würde mir die Luft rauben. Zwar hielt ich

noch den Atem an, aber irgendwann, vielleicht nach einer Minute, würde ich den Mund öffnen, weil ich einfach diesem Reflex folgte, den der Körper ausstrahlte. Dann würde der Dreck, der Lehm, die kleinen Tiere in meinen Rachen dringen, ihn ausfüllen und...

Es war nicht mehr dunkel!

Ich spürte keinen Druck mehr. Ich konnte atmen. Ich sah einen grünen Schein.

Ich fand keine Erklärung und nahm es einfach so hin. Eigentlich hätte ich mit den Füßen gegen den Kistendeckel treten müssen, das geschah nicht, ich drang hindurch und sah mich plötzlich in einem Raum, in dem Geschmeide und glitzernde Perlen aufbewahrt wurden, die ich anfassen konnte und die dennoch nicht von mir berührt wurden, weil mein eigentlicher Körper nicht mehr existierte, sondern zu einer Geistererscheinung geworden war.

Das, was man Gehirn nennt und so ungeheuer kompliziert war, arbeitete noch. Meine Gedanken liefen, sie hatten freie Bahn bekommen, ich konnte sehen, aufnehmen, fühlen, und ich dachte nicht über die Gründe nach, die dazu geführt hatten, sondern hielt mich an die Tatsachen. Ich befand mich in der Kiste.

Ich konnte sehen, alles erkennen und sah auch die beerdigte Chilea inmitten des Schmucks.

Grünfahles Licht umgab uns, so daß ich auch Einzelheiten erkennen konnte. Der Schmuck interessierte mich nicht, für mich war die Druiden-Königin von großem Interesse. Als Tote hatte ich sie erlebt, nun aber lebte sie weiter.

Eine Untote!

Sie lag innerhlb der Kiste. Gekrümmt, mit angewinkelten Armen und Beinen. Der Mund stand offen. Über ihre Zunge war Speichel gelaufen und vom Kinn auf das Geschmeide getropft. Ich sah noch ihre Augen, die wie Kugeln wirkten, und ich erlebte einen weiteren Teil der Druidenmagie.

Guywano mußte eine unglaubliche Macht besitzen, die zudem noch in das Grab reichte. Er hatte sie getötet. Chilea stemmte ihre Kräfte dagegen, und es war ihr gelungen, den Druidentod zu überwinden, so daß sie jetzt ein Zombie war.

Guywano wollte sie auch nicht als Zombie. Ich sah ihn nicht, aber ich spürte die Kraft, die von ihm ausging, obwohl er sich nicht in der Nähe befand. Auch mich wollte die Kraft erfassen, geriet jedoch an einen Schutzwall, der von meinem Kreuz stammen konnte, eine andere Erklärung hatte ich dafür nicht.

Chilea wurde nicht geschützt. Sie bekam die Macht des Guywano voll zu spüren. So konnte ich miterleben, wie das Grauen allmählich von ihr Besitz ergriff.

Ein schrecklicher Vorgang bot sich meinen Augen. Ich erlebte ihre Vernichtung oder Umwandlung, denn die Magie des Guywano begann damit, ihr die Haut von den Knochen zu lösen.

Wenn eine Wachspuppe von den langen Flammen eines Feuerstrahls getroffen wurde, sah es ähnlich aus wie in diesem Fall. Es begann am Gesicht, wo sich die Haut spannte, dann riß und sich nach verschiedenen Seiten zusammenrollte, so daß die blanken Knochen freigelegt wurden.

Grüne Knochen.

Ein Druiden-Skelett!

Das gleiche geschah an den Händen. Auch an den Füßen spannte sich die Haut, bevor sie der anderen Kraft nichts mehr entgegensetzen konnte und zerriß. Auch dort sah ich das fleischlose, grünlich schimmernde Gebein der Druiden-Königin.

Hatte ich sie bei meiner makabren Reise in das Druidengrab noch schreien gehört, so starb sie nun stumm. Nicht ein Stöhnen oder Ächzen drang aus ihrem Mund, an dem die Lippen wie zwei alte Schnürsenkel zerrissen. Sie nahm es hin, und schon bald schauten aus den Ärmellöchern die skelettierten Hände, wobei die Finger fast

doppelt so lang wirkten wie gewöhnlich.

An den Füßen sah ich das gleiche.

Der übrige Teil des Körpers wurde von der Kleidung verdeckt. Dennoch konnte ich mit hundertprozentiger Sicherheit davon ausgehen, daß er auch nicht anders aussah.

Vor meinen Augen erfüllte sich die Rache des Guywano. Chilea wurde zu einem Skelett.

Wenn ich über den Begriff Zeit hätte nachdenken sollen, ich hätte nur mehr lachen können, denn sie war so unbedeutend geworden, daß sie für mich nicht mehr existierte.

Die Macht der Druiden und ihre Magie hielten mich umklammert und hätten mich unter Umständen vernichtet, wäre ich nicht durch das Kreuz geschützt gewesen.

So lebte ich weiter und sah mit an, wie sich das Skelett bewegte. Es war nicht tot, denn diese Macht besaß Guywano wohl nicht. Das von der Haut gefallene Heisch war geronnen wie Fett. Es klebte zwischen dem Geschmeide, wo es Lachen und Flecken bildete.

Wenn sich Chilea bewegte, vernahm ich auch das Klirren der Perlen, hörte es knistern und glaubte auch, ein Stöhnen zu vernehmen. Das Skelett schrumpfte zusammen. Daran dachte ich im ersten Augenblick, bis ich genauer hinsah und mir klarwurde, daß nicht das Skelett kleiner wurde, sondern ich mich weiter von ihm entfernte. Eine unbekannte Kraft hatte die Regie übernommen und drückte mich fort von den schrecklichen Vorgängen. Irgendwo hinein in eine andere Welt, vielleicht auch andere Zeit.

Als ich die Stimme vernahm, wußte ich sofort, wer da geredet hatte. Es war Guywano.

»Du lebst, John Sinclair, du hast Glück gehabt, daß du eine starke Waffe bei dir trägst, die zwar nicht gegen uns agiert, dich aber schützt, so daß wir es schwer haben, dich zu töten. Dennoch hätte ich es schaffen können, denn ich wußte, daß du der Beerdigung

zugesehen hast. Aber ich habe mich daran erinnert, daß du einmal für mich gesprochen hast. Denkst du noch daran?«

»Ja.«

»Auch Druiden vergessen nichts. Vor allen Dingen nicht, wenn sie so eine Position einnehmen wie ich. Ein modernes Wort, dieses Position, aber ich kann mich anpassen, ich gehöre zu denen, die man gewissermaßen als unsterblich bezeichnet, obwohl mein Leben auch begrenzt ist, aber das ist jetzt uninteressant. Jedenfalls hast du mir damals geholfen, und so habe ich dich heute verschont.«

Die Worte hatten mich ein wenig durcheinander gebracht, denn ich konnte nicht so recht begreifen, wie der Druide mit der Gegenwart und der Vergangenheit spielte.

Das sagte ich ihm. »Ich habe dich in meiner Zeit gerettet. Wir aber befinden uns in der Vergangenheit.«

Da hörte ich sein Lachen. »John Sinclair, du kannst nie ein Mächtiger werden. Wer sich über das Problem der Zeit den Kopf zerbricht, dessen Gedanken sind für größere Dinge verschlossen. Was interessieren die Mächtigen aus dem Lande Aibon schon die Zeiten? Überhaupt nicht. Ob ein Jahr oder hundert Jahre vergangen sind, das ist wie ein winziger Tropfen im gewaltigen Meer der Ewigkeit. Nimm es hin, daß du es wohl nie begreifen wirst, und versuche auch nicht, dieses Problem zu lösen. Du würdest daran zerbrechen. Möglicherweise wahnsinnig werden, denn das Gehirn des Menschen, mag es noch so gut entwickelt sein, kann nicht alles begreifen. Irgendwo bleibt ein Rest, den der Mensch erst verstehen wird, wenn er gestorben ist. Vielleicht hätte er ihn schon längst begriffen, wäre die Entwicklung der Menschheit anders verlaufen. So aber hat er sich auf die Dinge konzentriert, die ihm real erschienen und die eigentlichen Werte des Lebens und der Existenz überhaupt verkümmern lassen. Er hat nie auf die Signale der Natur gehört und möchte jetzt gerne wissen, wie der Kreislauf von Sein

und Nichtsein funktioniert.«

»Das weiß ich alles!« hörte ich mich sprechen. »Weshalb erzählst du es mir? Willst du mir beweisen, wie klein ich gegen dich bin? Daß ich mich mit dir nicht vergleichen kann?«

»Möglicherweise auch. Aber ich habe noch einen anderen Grund.«

»Und der wäre?«

»Erinnere dich an unsere erste Begegnung. Dort hatte ich den Dolch, der deinem indischen Freund gehört.«

»Ja, ich weiß.«

»Dein Freund hat ein schlimmes Schicksal erlitten. Es ist fraglich, ob er je wieder so leben wird wie zuvor. Aber das ist nicht das Thema. Es geht um den Dolch. Was ich dir vorhin vom Sein, von der Existenz und vom Leben berichtet habe, kann durch die sieben Dolche seine Aufklärung finden, wenn man sie besitzt, und wenn man weiß, wie man mit ihnen umzugehen hat. Hast du verstanden? Man muß wissen, wie man mit ihnen umzugehen hat.«

»Ich kann es mir vorstellen. Einen Dolch besitze ich...«

»Was ist schon einer. Du brauchst sieben Dolche, John Sinclair. Sieben, merke dir die Zahl. Daß du nicht alle zurückbekommen wirst, dafür werde unter anderem ich Sorge tragen, denn zwei Dolche, die du so sehr suchst, befinden sich woanders.«

»Nennst du mir den Ort?«

Guywano lachte. »Ich kann es dir erzählen. Die Dolche haben wir an uns genommen. Sie befinden sich in Aibon. Und Aibon ist groß. Vielleicht wird es dir eines Tages gelingen, die Waffen zu finden, dann aber bist du noch nicht aus dem Lande geflohen. Aus Aibon kann es keine Rückkehr für einen Menschen geben, so lauten die ehernen Gesetze.«

Das wußte ich bereits. So sehr mich dieses geheimnisvolle Druidenland auch interessierte, irgendwie fürchtete ich mich davor, dort hineinzugelangen.

»Jetzt bin ich nicht in Aibon«, hielt ich ihm entgegen.

»Das stimmt. Du befindest dich in der Vergangenheit des Landes, das die Menschen grüne Insel nennen.«

»Und ich kann in meine Zeit zurückkehren?«

»Du befindest dich bereits auf dem Weg. Dabei wirst du dort auskommen, wo du auch bist. Nur eben fast zweitausend Jahre später. Du hast eine Legende erlebt, und du wirst erleben, wie diese Legende endet, damit du erkennst, wie mächtig Aibon ist.«

»Bedanken werde ich mich dennoch nicht, denn wer so spricht wie du, hätte mich nicht zu entführen brauchen.«

»Es war meine Dankbarkeit dir gegenüber.« Ich lachte.

In dieses Geräusch hinein vernahm ich die Antwort des anderen. »Ich weiß, daß du anders darüber denkst, aber laß es dir erklären, Geisterjäger. Die Entführung war eine Beschützung. Wir wollten dich aus dem Spiel haben, denn du wärest an diesem Fall zerbrochen.«

»Hätte euch das nicht recht sein können?«

»Ja und nein. Denn auch wir Druiden haben Gegner, die auch zu deinen Feinden zählen. Wir sind zwar stark, leider nicht allmächtig. Zudem gibt es oft genug Situationen, wo ein Mensch sich besser zurechtfinden kann, als ein Druide, weil sich diese Dinge auf der normalen Welt abspielen und nicht in anderen Zeiten oder Dimensionen. Verstehst du, was ich damit sagen will?«

»So einigermaßen.«

»Aus diesem Grunde nur haben wir dich leben lassen. Das ist alles, John Sinclair.«

»Und wo werde ich erscheinen?« hakte ich noch einmal nach.

Da lachte der Druide. »Warte es ab. Du wirst eine Überraschung erleben und trotz allem, was vohergegangen ist, in das Karussell des Schreckens einsteigen. Ich habe meine Ansicht geändert. Erlebe die Saat, die in der Vergangenheit gelegt worden ist, noch in deiner

Zukunft, John Sinclair...«

Es waren Worte, die ich verstand. Begreifen konnte ich sie nicht. Sie waren für mich nicht zu fassen, einfach zu schwammig, denn Guywano hatte sich nicht konkret genug ausgedrückt. Also mußte ich mich weiterhin seinen Kräften überlassen, die mit mir spielten.

Erst jetzt fand ich wieder die Gelegenheit, mich darum zu kümmern, wo ich eigentlich steckte.

Nach wie vor innerhalb des geheimnisvollen Druidengrabs, aber da hatten sich die Proportionen verschoben. Das Grab war eng und klein, die Truhe noch schmaler, und dennoch erlebte ich eine seltsame Weite, so daß mir der Begriff des Alls einfiel.

Auch das Weltall war unendlich und dennoch begrenzt. So konnte ich durch Magie gewisse Zeitbarrieren überwinden und Dimensionen durchheilen.

Es war ein Gefühl, das man kaum beschreiben kann. Ein Schweben, ein Fahren, ein Schwimmen im Meer der Zeit. Eingehüllt in eine Weite, die mit den Gesetzen der Mathematik nicht zu begreifen war. Ich floh, ich flog...

Und ich spürte plötzlich die Enge, schlug um mich, hörte Stimmen und hatte auf einmal das Gefühl, ersticken zu müssen. Panik brach in mir hoch. Ein unheimliches Würgegefühl setzte sich in meiner Kehle fest, der Magen wurde zu einem Stein, und ich merkte, daß ich Knochen zwischen den Fingern meiner linken Hand spürte. Gebeine?

Wieso?

Die Luft wurde noch knapper. Modergeruch streichelte meine Nase. Zwangsläufig saugte ich ihn ein, mir wurde übel, ich hörte fremde Männerstimmen und einen berstenden Krach.

Danach einen Triumphschrei.

Den hätte ich auch gern ausgestoßen, denn plötzlich konnte ich atmen. Die Dunkelheit verschwand. Es wurde ein wenig heller. Ich erlebte eine Überraschung, mit der ich nie im Leben gerechnet hätte,

aber auch die anderen nicht...

Auch die übrigen hatten den Schrei der Iris Askin gehört. Sie allerdings interessierten sich nicht dafür, die Truhe allein war es, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Suko reagierte.

Bevor Iris noch etwas tun konnte, war er bei ihr und riß sie an sich. Sie fiel in seine Arme, drehte den Kopf, ihre Augen waren vor Schreck weit geworden, und sie starrte den Inspektor an, als wäre er ein Geist.

»Sagen Sie etwas!«

Suko lächelte kalt. »Ich habe es gewußt. Sie lassen sich nicht so einfach übertölpeln.«

»Dann haben Sie auch die Hände gesehen?«

»Ja, und noch mehr. Denken Sie an die Schatten.« Der Chinese drehte Iris so herum, daß sie auf die Wand der Kapelle schauen konnte, wo sich die sechs Schatten abmalten.

»O Gott!«

Suko war ein Mensch, der nicht aufgab. Er sah die Lage auch realistisch und wollte der Frau keinerlei Illusionen machen. »Wir werden es schwer haben, hier wieder herauszukommen. Die anderen sind verdammt stark.«

»Haben Sie denn keine Waffen.«

»Ich weiß nicht, ob die helfen. Tun Sie alles, um Ihr Leben zu schützen. Das heißt, rühren Sie sich nicht. Handeln Sie nie dem Gefühl nach. Ich werde zu retten versuchen, was noch zu retten ist. Haben Sie mich verstanden?«

Iris Askin nickte.

»Dann ist es gut.« Suko ließ die Frau los.

Bevor er sich dem zentralen Punkt des Grabes zuwandte, gestattete er sich noch einen Rundblick.

Die Schatten blieben in der Wand. Noch...

Aber wie war es mit den untoten Gestalten, die das Grab umschlossen? Suko wollte nachschauen, sich gegen sie stellen, und er sah, wie zwölf Hände, eingehüllt in grünliche Rauchschwaden, aus den Tiefen des Bodens stießen.

Die Wächter des Grabes würden erscheinen und ihre schreckliche Aufgabe erfüllen.

Bis zum Grab waren es nur einige Schritte. Sehen konnte Suko nichts. Die Männer umstanden die Öffnung. Sie hatten mit ihren Körpern praktisch eine lebende Mauer gebildet.

Nur Iris hielt sich etwas entfernt auf.

Suko winkte ihr noch einmal beruhigend zu. Er wollte keine Panik und hoffte, den Leuten alles erklären zu können.

Neben Steel stand Voring. Suko drückte den Mann zur Seite, so daß er den Platz einnahm.

Steel schaute ihn an. Der Blick des Industriellen irrlichterte. Er stand jetzt dicht am Ziel seiner Wünsche. Noch hatten sie den Deckel unten nicht völlig aufgerissen. Nur einen Spalt breit stand er offen. Suko hatte einen relativ günstigen Platz. Er konnte schräg in die Truhe hineinschauen und sah das grünlich schimmernde Funkeln und Gleißern im Innern.

Ja, sie war gefüllt.

»Macht schon!« herrschte Aaron Steel seine Leute an. An verschiedenen Stellen setzten sie die Brechstangen an und nutzten die Hebelwirkung aus. Der Deckel brach.

Das Knirschen war Musik in den Ohren des Industriellen. Sein Mund hatte sich verzogen, die Augen glänzten wie im Fieber. Ja, er würde es schaffen. Noch wenige Sekunden, dann...

Da sprang der Deckel auf.

Aus Aaron Steels Mund drang ein Stöhnen.

Auch Suko war nahe daran, einen Laut der Überraschung abzugeben. Sein Blick fiel auf den Schmuck, der grünlich funkelte

und gleißte. Es war alles da. Gold, Edelsteine, Geschmeide, doch das interessierte den Inspektor nicht. Sein Blick galt einem anderen.

Das grüne Skelett lag zwischen dem Geschmeide. Mit angezogenen Knochenbeinen und den abgespreizten fleischlosen Armen. Und noch jemand befand sich in der Truhe.

Eine Person, die Suko nie im Leben hier vermutet hätte. Sein Freund John Sinclair!

Ich wollte nur Luft.

Weit hatte ich den Mund aufgerissen, atmete tief ein, sah mein Kreuz vor mir verschwimmen und erkannte, daß ich es noch immer in der rechten Hand hielt.

»John!«

Das war eine Stimme, die wie aus weiter Ferne an meine Ohren drang, und die ich kannte. So sprach nur einer. Suko!

Ein Traum? Ein Wunschbild? Ich wußte es nicht, sondern öffnete, so weit ich es ging, die Augen, drehte den Kopf, bewegte mich und hörte das Klirren der Edelsteine. Daß ich zusammen mit einem grünlich schimmernden Skelett in der Truhe lag, bekam ich gar nicht mit, ich hatte nur Blicke für das, was außerhalb der Kiste geschah.

Dort standen mehrere Männer. Und zwischen ihnen sah ich Suko. Noch nie in meinem Leben hatte ich einen ähnlichen Ausdruck in seinem Gesicht gesehen. Er hielt sich am Rand des Grabes auf, starrte in die Tiefe, und in seinen Augen sah ich das schon fast greifbare Staunen. Die Überraschung hatte seine Züge einfrieren lassen, der Mund war geöffnet, er wollte und konnte nicht glauben, was er sah, aber es war eine Tatsache, und mir fiel nur eine etwas lockere Antwort ein.

»Hallo, Alter. So sieht man sich wieder.«

Die anderen sagten gar nichts. Auch in ihren Zügen stand das Erstaunen wie eingemeißelt, und sie schauten zu, wie ich allmählich

meinen Körper streckte und die Truhe verließ.

Durch meine Bewegung geriet auch das Geschmeide in Unordnung. Ich hörte es klirren und gegeneinander schlagen. Das alles störte mich nicht, ich wollte raus.

Zwei Männer hielten sich neben der Truhe auf. Ihre Fäuste umklammerten die Brechstangen, und ich wurde angestarrt wie ein böser Geist, der aus irgendeiner Hasche gekrochen war. Das Entsetzen dieser Leute konnte ich verstehen, ich hätte sicherlich nicht anders reagiert, aber ich konnte mich mit diesen Dingen nicht aufhalten, denn ich ahnte, daß uns noch einiges bevorstand. Ich streckte meinen Arm aus.

Suko verstand die Geste. Er kam mir entgegen. Unsere Hände fanden sich, und es war ein verdammt beruhigendes Gefühl, Sukos Hand zu spüren, da wußte ich nämlich genau, daß ich keinen Traum erlebte und mich meine Zeit und meine Welt zurück hatte.

Mein Freund, Partner und Kollege half mir, aus der Grube zu klettern, während die anderen noch stumm waren und wie starre Ölgötzen dastanden und staunten.

Neben Suko blieb ich stehen. Ein kleiner Mann im weißen Anzug ging einen Schritt zurück. Er stierte in mein Gesicht. »Wer sind Sie?«

»John Sinclair!«

Der Mann hob seinen rechten Arm. Erst dachte ich, er wolle mich schlagen, dann schlug er sich selbst. Er klatschte seinen Handballen gegen die Stirn und schüttelte den Kopf. »Das ist Wahnsinn, verrückt, das kann nicht wahr sein. Sie dürfen nicht...«

»Ich bin es aber. Wollen Sie meinen Ausweis sehen, Mister...«

»Das ist Aaron Steel«, erklärte Suko und schaute zu, wie der Industrielle den Kopf schüttelte. »Ich erkläre dir alles später, John. Jetzt müssen wir uns beeilen.«

»Was ist denn los?«

»Die Hölle. Wir sind gefangen. Schau dich um.«

Das tat ich auch und wurde blaß. Es war genau so, wie man es mir gesagt hatte.

Ich hatte in der Vergangenheit die Beerdigung erlebt und konnte in der Gegenwart oder Zukunft mit anschauen, welche Folgen dieses Ereignis mit sich brachte.

Die sechs Druiden, deren Tod ich noch in frischer Erinnerung hatte, krochen aus dem Grab. Längst befanden sich ihre Arme außerhalb des Bodens. Sie stützten sich mit den Händen auf, um sich aus den Spalten zu stemmen, begleitet von grünlichen Qualmschwaden, die sie schleierhaft umwehten.

Skelettiert waren sie nicht. Eine dünne Haut spannte sich über die Knochen, die sehr beweglich waren und mich an Gummi erinnerten. Auch die anderen hatten jetzt die unheimlichen Vorgänge wahrgenommen. Die Männer griffen zu ihren Waffen. Sie holten schwere Revolver hervor, während eine schwarzhaarige Frau langsam zurückging und in unsere Nähe gelangte.

»Auf sie müssen wir achten!« flüsterte Suko.

Er war der einzige, der gesprochen hatte. Nach seinen Worten war es still geworden. Wir standen da und warteten ab. Es war wirklich ein Lauern, und die gespenstische Stille umfing uns wie ein geheimnisvolles Tuch.

Bis Steel die lebenden Leichen entdeckte. Wir hörten alle seinen Schrei. Er hatte den Arm erhoben und seine Hand um die Kehle geklammert.

»Das ist nicht möglich!« knurrte er. Seine Worte drangen tief aus der Kehle, die Augen wurden größer und stachen aus den Höhlen. Es war unbegreiflich, dennoch eine Tatsache.

»Da sind auch die Schatten«, sagte Suko. Er zog während der Worte die Dämonenpeitsche, schlug einen Kreis über den Boden und ließ drei Riemen aus der Öffnung rutschen.

Jetzt war er kampfbereit.

Ich hielt mein Kreuz fest. Sollte ich es mit der Beretta versuchen? Silberkugeln gegen Druiden-Magie!

Konnte meine Waffe es überhaupt schaffen?

Ich drehte den Kopf. Es waren Sekunden voller atemloser Spannung. Angefüllt mit einem Streß, den wir alle körperlich spürten. Über meinem Rücken liefen Schweißperlen in langen Bahnen. Ich spürte die Kühle. Die Situation lag noch in der Schwebe, doch ich wußte, daß es nicht mehr weit bis zu einer Eskalation war.

Dann würde das Grauen erbarmungslos zuschlagen.

Konnten wir es stoppen?

Vielleicht bewegten sich die Wesen bewußt so langsam, um das Grauen noch hinauszuzögern.

Aaron Steel hielt es nicht länger aus. Manchmal sieht man einem Menschen an, wenn er reagieren will. So war es auch bei diesem kleinen Mann im weißen Anzug.

Sein Gesicht verzerrte sich. Er öffnete den Mund und schrie seine Männer an. »Schießt! Feuert! Schießt sie zusammen, die verfluchte Brut! Los jetzt!«

Diesen Befehl hatten nicht nur die außerhalb des Grabes stehenden Personen vernommen, auch die in der Öffnung, und sie kletterten blitzschnell hervor, wobei sie ihre Waffen schon schußbereit in den Fäusten hielten. Man sah ihnen an, daß sie es gewohnt waren, kalt und unnachgiebig zu reagieren. Sie verloren auch nicht den Überblick und wischten nach vier Seiten weg, um die Wesen genau vor die Mündungen ihrer Waffen zu bekommen. Dann schossen sie.

Die Stille wurde zerhackt von dem hämmernden Peitschen der schweren Revolver. Fahl leuchteten die Mündungsfeuer. Als blasse Flammen standen sie in Armhöhe in der Dämmerung. Kugeln verließen die Läufe, trafen die Ziele und zerhämmerten sie.

Alle sechs Druiden hatten die Tiefe der Erde verlassen. Und alle sechs wurden getroffen.

Die schweren Bleigeschosse schlugen gegen sie und warfen sie auch zurück.

Sie fielen nach hinten, prallten zu Boden, und es war Steel, der ein Jubelgeschrei ausstieß, das jedoch, während es noch über das Grab schwang, abbrach.

Er hatte sich getäuscht.

Die grünen Druidenwesen waren zwar hart getroffen worden, doch sie standen wieder auf.

Wie Marionetten erhoben sie sich. Die Kugeln hatten nicht einmal ihre Knochen zersplittern können.

Das Grauen hielt Steel gepackt wie eine Klammer. Im Zeitlupentempo drehte er sich. »Was ist das denn?« keuchte er. »Verdammt, da komme ich nicht klar. Was ist es?«

»Magie!« erläuterte Suko kaltlächelnd. »Das ist die reine Druidenmagie, mein Lieber.«

»Aber wieso...«

Der Chinese hob die Schultern. »Verzichten Sie auf eine Erklärung. Es ist wirklich besser.«

Steel stöhnte wie ein Schwerkranker. Er konnte es nicht begreifen, drehte sich um, stierte auf die Kapelle und schrie wieder seine Befehle. Die Männer schossen. Dabei standen sie wie Denkmäler. Sie hielten ihre Revolver so gesenkt, daß die Mündungen in der Verlängerung eine schiefe Ebene bildeten und auf die Wesen zeigten. Abermals hieben die Kugeln gegen sie, schleuderten sie zurück, doch es hatte keinen Sinn. Die anderen verstanden es stets, sich zu erheben und sich neu zu formieren.

»Das kann nicht sein!« hauchte der Industrielle. »Das kann nicht sein! Was sollen wir tun?«

Eine gute Frage, auf die weder Suko noch ich eine Antwort wußten.

Bis ich noch einmal auf die Kapelle schaute.

»Da hinein!«

»Was?« schrie Steel.

»Ja, kommen Sie!«

Auch Suko war einverstanden. Nun lief er vor und schnappte sich die angststarre Frau. Sie selbst war kaum fähig, noch zu laufen. Suko schleifte sie kurzerhand mit.

Noch hielten sich die Schatten innerhalb des Gemäuers, sie hatten die Aktion den anderen überlassen, die sich uns immer mehr näherten und bereit waren, zu vernichten.

Sie sollten das Grab schützen und die Frevler umbringen. Daran hielten sie sich.

Auch im Grab selbst tat sich etwas. Ich sah es, als ich auf dem Weg zur Kapelle einen Blick zurückwarf.

Chilea kletterte hervor.

Es war ein unheimliches Bild, das mir da geboten wurde, denn ich sah den Schädel noch nicht, dafür die knöchernen Hände, die sich um den Rand der Grube gekrallt hatten, das Gewicht hochdrückten, so daß auch der blanke Kopf erscheinen konnte.

Ein grünlich leuchtender Schädel, der sich deutlich vom dunkleren Rand der Erde abhob. Er schien in seinem Innern zu leuchten, denn sogar in den leeren Augenhöhlen glomm es auf.

Chilea hatte nicht aufgegeben. Fast zweitausend Jahre war es her, daß man die begraben hatte, die sich Königin der Druiden nannte. Zweitausend Jahre?

Mir kam es vor, als wäre es erst vor Sekunden gewesen. In der Tat hatte ich durch Druidenmagie eine wahnsinnige Zeitspanne überbrückt. Ich zuckte zusammen und duckte mich unwillkürlich, als ich die Schüsse vernahm.

Das harte Peitschen und das Ausschwingen der Echos rollte weit in das flache Land hinein, bevor es irgendwo in der Ferne verhallte.

»Kommt endlich!«

Ich hörte Steel schreien. Seine Stimme klang leise, obwohl er so laut brüllte. Ein Zeichen, daß er sich von mir entfernt hatte. Schnell drehte ich den Kopf.

Suko, Steel, die Frau und die anderen Männer hatten die Kapelle bereits erreicht. Sie waren noch nicht in ihr verschwunden, sondern standen draußen und warteten ab.

Bisher hatte es noch keine Toten gegeben. Ich hoffte, daß es so bleiben würde.

Auch die sechs Gestalten hatten die neue Lage erfaßt. Sie wandten sich der Kirche zu und schnitten mir den Weg schon ab.

»John, komm endlich!« schrie Suko.

Ich winkte ab. »Nein, ich kümmere mich um das Skelett. Nimm du dir die anderen vor.«

»Okay.«

Mein Partner und ich wußten, daß wir uns gegenseitig vertrauen konnten. Wir waren so eingespielt, daß es keinerlei Komplikationen oder Probleme gab.

Um die anderen konnte ich mich nicht mehr kümmern, denn Chilea nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Sie stieg aus dem Grab.

Das Skelett bewegte sich nicht schnell. Wahrscheinlich war es dazu nicht einmal in der Lage. Seine Bewegungen waren gemessen, es dauerte seine Zeit, bis es das Hindernis überwunden hatte, dann aber stand es vor der Grube und wandte dieser den Rücken zu. Ich ging Chilea entgegen.

Meinen rechten Arm hielt ich ausgestreckt. Das Kreuz schaute aus der Faust. Es spürte die Magie der untoten Druidin und verstärkte aus diesem Grund sein Leuchten. Näher und näher kam ich. Das Skelett schaute mich an.

Schon einmal hatte ich mit einem ähnlichen Horrorwesen in

Verbindung mit Druidenmagie zu tun gehabt. Das war geschehen, als Jane Collins und Wikka nach einer Möglichkeit suchten, die oberste der Hexen von ihrem grausamen Los zu befreien.[\[5\]](#)

Sie hatten es nicht geschafft, und das Skelett hatte auch nicht überlebt. Konnte ich auch Chilea töten?

Ich sprach sie an.

»Es ist noch nicht lange her, da konnte ich mit ansehen, daß man dich in die Erde versenkte. Guywano hat dafür gesorgt. In seinem Namen spreche auch ich, denn ich will, daß du in der feuchten Erde bleibst und nicht als untote Rächlerin durch das Land streifst. Deshalb werde ich dich vernichten, Chilea!«

Ich schritt weiter auf die Gestalt des Schreckens zu. Sie starrte mit den leeren Augenhöhlen auf mein Kreuz.

Chilea reagierte nicht. Sie griff auch nicht an, blieb stehen und drehte sich, wobei sie die fleischlosen Arme austreckte und einen Kreis schlug. Es war zudem ein Befehl.

Ich hatte der Bewegung mit den Blicken folgen können und sah, daß dieser Befehl den sechs Dienern gegolten hatte.

Und die gehorchten.

Hatten sie zunächst versucht, in die Kirche zu gelangen, so änderten sie nun ihre Taktik und suchten sich mich als neues Ziel aus. Sie kamen von allen vier Seiten und zogen den Kreis sehr schnell enger. Wenn ich ihnen jetzt entkommen wollte, mußte ich mich auf sie stürzen. Das wollte ich nicht riskieren.

Noch hatte ich die Chance, an Chilea heranzukommen, und diese Gelegenheit nutzte ich aus.

Bevor sich das Druiden-Skelett versah, hatte ich es erreicht. Mit dem Kreuz schlug ich zu.

Das grünliche Knochengerüst kam mir vor wie der Gruß eines höllischen Monsters. So dicht und auch so nahe erschien es vor dem Kreuz, wobei ich im nächsten Augenblick Kontakt bekam.

Als das Kreuz auftraf, hatte ich das Gefühl, gegen eine Gummiwand geschlagen zu haben. Gleichzeitig spürte ich die knöchernen Hände, die meine Schultern umklammerten, einfach nicht mehr losließen und mich mitrissen.

Ich wollte den Griff sprengen, da nutzte kein Trick. Das Skelett hielt eisern fest, wankte zurück und zog mich mit. Sosehr ich mich auch dagegen anstremte, gegen die Kraft dieser Horror-Figur kam ich nicht an.

Selbst das Kreuz schaffte es nicht, sie zu schwächen, obwohl ich es nach wie vor gegen den Schädel drückte und ich sogar glaubte, einen Abdruck hineinzupressen.

Bevor ich mich auf meine Judo-oder Karatetricks besinnen konnte, war es bereits zu spät. Da hatten wir die Grube erreicht, und das genau hatte das Skelett auch vorgehabt.

Zusammen mit Chilea fiel ich in das feuchte Grab. Wir prallten dabei nicht auf die Erde. Ich hörte den Aufschlag und das Klirren des Schmucks, so daß es für mich nur eine Lösung gab. Wir waren in die Truhe gefallen.

Unter mir lag das Skelett. Seine knöchernen, grünen Finger stachen durch den dünnen Stoff meines Jacketts in die Haut, wo sie wie stumpfe Messer drückten.

Ich spürte einen beißenden Schmerz, merkte, wie sich meine knöcherne Gegnerin herumwälzen wollte und durchschaute ihren Plan. Sie wird versuchen, mich in eine Bauchlage zu bekommen, um mein Gesicht in den Schmuck zu pressen.

Da hatte sie sich geirrt.

Ich schlug zu.

Mit dem Kreuz diesmal. Nur sehr kurz hatte ich ausholen können, aber ich vernahm nicht nur ein dumpfes, sondern auch ein splitterndes Geräusch. Der Knochen war gespalten.

Wieder drosch ich von oben nach unten.

Abermals erklang das Geräusch.

Dann aber sprangen die anderen sechs.

Ich hatte sie bereits vergessen. Daß sie noch da waren, bewiesen sie mir im nächsten Augenblick, als Chilea mich losließ, ich in die Höhe kam und mich eingekesselt sah...

Zudem vernahm ich die gellenden Schreie, die aus dem offenen Eingang der Kirche hallten.

Im Grab spielte sich ein Drama ab, und in der Kapelle ebenfalls. Wer würde letztendlich siegen? Meine Chancen waren stark gesunken...

Suko hatte gewartet, bis auch der letzte in der Kapelle verschwunden war. Dann war auch er gegangen und stand seinen freiwilligen Verbündeten gegenüber.

Die fünf angeheuerten Männer hielten noch immer die Revolver in den Händen. Selbst bei diesen miesen Lichtverhältnissen war zu erkennen, wie grau die Gesichter der Leibwächter waren. So etwas wie in den letzten Minuten hatten sie noch nie erlebt. Der Schock steckte in ihren Knochen, und sie standen wie Ölgötzen.

Suko ging langsam auf sie zu.

Aaron Steel trat einen Schritt vor. »Verdammt, Inspektor, ist Ihnen keine andere Lösung eingefallen, als hier auf die Typen zu warten?«

»Nein.«

Steel lachte. »Und weshalb sollten wir es hier besser haben?«

»Weil wir zusammenbleiben. Wären wir geflohen, hätten sie uns sich einzeln vorgenommen.«

»Der Inspektor hat recht«, stand Iris dem Chinesen bei.

Der Industrielle wollte davon nichts wissen. »Halten Sie sich raus. Nicht er bezahlt Sie, sondern ich.«

Die Frau wurde blaß und preßte die Lippen zusammen. Suko erklärte trocken: »Wenn Sie sich nicht beherrschen, Steel, schaden

Sie uns allen.«

Der kleine Mann schaute den Inspektor an, als wollte er ihn fressen. Seine Mundwinkel bewegten sich, zischend stieß er die Luft aus und nickte schließlich. »Okay, machen Sie, was Sie wollen!«

»Es wird auch besser sein.«

»Da kommen sie!« Voring hatte gerufen. Ein jeder rechnete damit, die grünen Untoten zu sehen. Es war ein Irrtum, denn die Schatten, die in der Wand steckten, lösten sich aus ihrem steinernen Gefängnis. Sie schwebten näher.

Es war ein lautloses Herangleiten. In ihrer Form erinnerten sie an eine Mischung zwischen Mensch und Kegel. Dabei drehten sie sich, als wollten sie sich durch diese Bewegung vorantreiben. Voring wich zurück. Er suchte nach einem Ausweg. Er allein hatte erlebt, wie schrecklich die Schatten töten konnten. Zur Tür konnte er nicht mehr, dort war ihm der Weg abgeschnitten, die Fenster waren zu klein. Es blieb ihm nur die Möglichkeit, sich in die allerletzte Ecke der Kapelle zu verdrücken.

Da lief er auch hin.

Suko nahm die Peitsche. Ob er damit gegen die Schattenwesen bestehen konnte, stand in den Sternen. Auf jeden Fall wollte er es versuchen, lief dem nächsten Schatten entgegen und schlug zu, als er die richtige Distanz erreicht hatte.

Die Riemen fächerten auseinander. Und sie trafen. Suko sah es innerhalb der dunkelgrünen Masse heller aufstrahlen. Für einen Moment geriet der getroffene Schatten in eine taumelnde Bewegung, bevor er zerrissen wurde wie ein brüchiges Tuch.

Einer weniger!

»Wie haben Sie das denn gemacht?« keuchte Aaron Steel. »Ich... ich... kann es nicht...« Ein Schrei.

So grell, so schaurig und markerschütternd, daß den übrigen Menschen fast das Blut in den Adern gefror.

Einer von Steels Männern hatte ihn noch ausgestoßen, bevor der Schatten ihn erreichte.

Dann wurde der Mensch regelrecht eingepackt.

»Wie bei Jack!« brüllte Gerald Voring.

Chaos entstand. Suko eilte auf den Mann zu. Er schlug mit der Peitsche auf ihn ein, traf auch, der Schatten wurde zerstört, und der Mann blieb für einen Moment wie eine Säule stehen, bevor er langsam nach hinten kippte.

Es war Iris Askin, die ihn auffangen wollte, den Arm ausgestreckt hielt, den Körper spürte, wie er dagegen fiel und einen Gedankensprung später den Horror ihres Lebens erlebte.

Der Mann brach in der Mitte durch.

Das Gesicht der Frau verzerrte sich, als sie erkannte, was da geschehen war. Die beiden Hälften lösten sich voneinander, fielen zu Boden und wurden zu Staub.

Suko war zu spät gekommen.

»Bleiben Sie zusammen!« brüllte er und kümmerte sich im Augenblick nicht um diese gefährlichen Gegner. Wenn die Menschen auf einem Fleck standen, hatten die Schatten nicht mehr die Auswahl. Darauf kam es ihm an.

Alle hatten seine Worte verstanden und gehorchten auch. Selbst Voring. Er hatte nur den großen Fehler gemacht, sich in einem Winkel der Kapelle zu verstecken, also weiter weg von den anderen, und den Weg mußte er wieder zurücklegen.

So schnell wie der Schatten über ihm und bei ihm war, konnte er gar nicht schauen.

Auch Suko kam nicht dazu, zu reagieren. Vor den Augen der entsetzten Zuschauer starb Voring einen schlimmen Tod. Er glühte innerlich auf, dann sank sein Körper zusammen. Aus den Löchern seiner Kleidung drang grüngrauer Staub.

Der Rest eines Menschen, der einer gefährlichen Druiden-Magie

nichts hatte entgegensetzen können.

Als der Schatten weiterwandern wollte, wurde er durch Sukos Peitsche vernichtet.

Jetzt waren es noch drei! Suko hatte die anderen so geschickt, daß sie sich mit dem Rücken zur Wand hin befanden. Sehr ängstlich drückten sie sich dagegen. Vor allen Dingen Aaron Steel, der so scharf darauf gewesen war, den Schatz zu bekommen und nun die Früchte kassierte, die er sicherlich nicht bestellt hatte.

Der Weg zum Ausgang war noch versperrt. Nahe der Tür tanzte und wirbelte der gefährliche Druidenschatten. Einer der Leibwächter verlor die Nerven. Er sprang vor, drehte sich und feuerte auf den Schatten. Das Geschloß wischte hindurch. Suko machte es besser. Mit seiner Peitsche schlug er zu. Im Sprung erwischte er den Druidengeist, dessen Seele durch die magische Kraft der Riemen zerrissen wurde. Noch zwei! Aber der Ausgang war frei.

Die besten Nerven bewies in diesen Augenblicken Iris Askin. Sie riß ihren Chef mit, und die beiden waren es, die als erste aus der Kapelle verschwanden.

Sofort folgten die anderen. Suko hatte nichts dagegen einzuwenden. Er stellte sich zum letzten Kampf gegen die gefährlichen Druidenschatten. Ein wahrer Meister war er in der Beherrschung der Peitsche geworden. Das bewies er in den nächsten Sekunden. Keinem der beiden Schatten gab er eine Chance.

Suko vernichtete sie restlos!

Was in der Vergangenheit nicht möglich gewesen war, schien sich in der Gegenwart zu erfüllen.

Mein Tod! Nicht allein das Skelett der Druiden hielt mich umklammert, es hatte Hilfe bekommen, denn hinter mir standen die gefährlichen Gegner. Zum Glück hatte ich ein paarmal mit dem Kreuz zugeschlagen und es geschafft, das Wesen zu schwächen. Mit einer

gewaltigen Kraftanstrengung riß ich mich los, warf den Arm herum und lief in einen Treffer hinein, der mich wieder zurückschleuderte. Eine grünliche Faust hatte direkt mein Kinn getroffen. Sekundenlang wurde mir schwarz vor den Augen. Ich hatte Mühe, mich wieder zu fangen, kam dennoch hoch und sah etwas, für das ich keine Erklärung besaß. Das Skelett vor mir zerfiel.

Ich hatte nach ihm greifen wollen, packte ins Leere, sah es zusammenbrechen und zu Staub werden.

Ich drehte mich. Auch ein zweites rieselte ineinander. Der Staub fiel an der Schachtwand nach unten.

Jetzt wußte ich gar nichts mehr.

Dafür hörte ich Chilea schreien.

Das grüne Skelett wälzte sich in der Truhe. Es wühlte innerhalb des Geschmeides, schleuderte Ketten, Perlen und Münzen in die Luft, während zur gleichen Zeit ein weiterer Untoter sein Leben aufgab. Auch Chilea verlor an Kraft. Dieses Wesen kam mir vor, als könnte es sich nicht mehr aufrichten. Es versuchte, aus der Truhe zu klettern, und als das vierte untote Geschöpf vernichtet wurde, sackte auch Chilea zusammen.

Ich hatte mich an der Truhe vorbeigedrückt, gegen die Schachtwand gepreßt, schüttelte den Kopf und bekam den Mund vor lauter Staunen nicht mehr zu.

Auch die beiden letzten Skelette, die noch ein wenig länger lebten, konnten mir nicht mehr gefährlich werden. Als sie auf mich zukommen wollten, wurden ihre Bewegungen gestoppt. Noch in derselben Sekunde sanken sie als grüner Staub zu Boden.

Ich schaute auf mein Kreuz.

Noch leuchtete es in einem schwachen grünen Schein, der jedoch von Sekunde zu Sekunde abnahm und schließlich vollends verschwand. Dafür vernahm ich ein anderes Geräusch.

Ein unheimliches Ächzen und Stöhnen. Ein Laut, der mir das Blut

stocken ließ. Ich schaute nach rechts.

Chilea hatte ihn ausgestoßen. Sie lag zwischen ihren Perlen, dem Schmuck und dem Geschmeide, das mit ihr zusammen verging und zu einer widerlichen, blasenwerfenden, braunen Masse geworden war, die den unteren Teil der Truhe ausfüllte.

Auf dieser Masse schwamm bis zum Schluß der grüne Schädel. Dann verging auch er. Ich atmete durch.

Chilea war die Rückkehr nicht gelungen. Und das war gut so. Müde kletterte ich aus dem Grab.

Natürlich hatten wir uns viel zu erzählen.

Die anderen hörten zu, während Suko und ich die Berichte austauschten. Nur einer war ziemlich still.

Aaron Steel. Er hockte vor dem Grabmal, starrte auf die offene Truhe, sah deren Inhalt und schüttelte immer wieder den Kopf. Dabei sprach er mit sich selbst. Wir verstanden die Worte nicht.

Iris hielt ihn für wahnsinnig. Der Mann hatte sich zu sehr auf diesen Schatz konzentriert und gefreut.

»Werden Sie noch bei ihm bleiben?« fragte Suko.

»Jetzt nicht mehr.«

Ich hatte andere Sorgen. Leider hatte es Tote gegeben. Ihr Ableben mußte ich erklären, und ich mußte auch den Dorfbewohnern sagen, daß die Gefahr gebannt war.

Aber nicht heute. Morgen war auch noch ein Tag.

Überhaupt freute ich mich, daß ich das Wort morgen sagen konnte und die Zukunft wieder eine völlig normale war...

ENDE

- [1] Siehe John Sinclair Nr. 314 »Elektronische Hölle«
- [2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 001 »Angst über London«
- [3] Siehe John Sinclair Nr. 261 »Vom Teufel besessen«
- [4] Siehe John Sinclair Nr. 301 »Druiden-Rache«
- [5] Siehe John Sinclair Nr. 278 »Amoklauf des Messerstechers«